

Dies ist eine Abschrift von

**Geschichte
der deutschen Siedlungen
in der Dobrudscha**

Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meer

von

Hans Petri

Erschienen im Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, München 1956

Die von Petri benutzte Schreibweise wurde beibehalten. Zum besseren Verständnis für heutige Leser wurden Fußnoten eingefügt, die heute nicht mehr gebräuchliche Begriffe oder nicht mehr verwendete Ortsnamen erklären. Diese Fußnoten sind rot hervorgehoben. Die von Petri benutzten Fußnoten einschließlich der gleichen Nummerierung sind in schwarz gesetzt.

ENTWURF

Vorwort

Die Geschichte der deutschen Siedelungen in der Dobrudscha, die ich aus den folgenden Blättern vorlege, kann ich nicht ausgehen lassen, ohne den Ausdruck herzlichen Dankes für alle mir bei ihrer Abfassung, Drucklegung und Ausstattung zu Teil gewordene Förderung

Dieser Dank gilt zunächst dem Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, das meinen Studien ein weitgehendes Interesse erwiesen hat und sodann Herrn Professor Dr. Fritz Valjavec-München für die Aufnahme meiner Arbeit in die Schriftenreihe des von ihm geleiteten südostdeutschen Kulturwerkes. Herr Studienrat Otto Klett ist mir als geborener Dobrudschadeutscher durch Beistellung einschlägiger Literatur und mannigfachem Rat bereitwilligst zur Hand gegangen.

Der Großteil der Abbildungen entstammt dem Photoarchiv des Instituts für Auslandsbeziehungen (ehemals Deutsches Auslandsinstitut) in Stuttgart.

Leonberg den 5. März 1956

Hans Petri

ENTWURF

Erster Teil

Allgemeines über die Dobrudscha und ihre deutschen Bewohner¹

Im Monat November 1940 sind infolge eines zwischen der deutschen und der rumänischen Regierung abgeschlossenen Vertrages die deutschen Bewohner der am Rande des Schwarzen Meeres gelegenen Dobrudscha nach Deutschland umgesiedelt worden und damit hat ein Stück volksdeutschen Lebens aufgehört, dessen Anfänge rund hundert Jahre zurücklagen. In allem Wechsel der Zeiten und Schicksale hat sich das Dobrudscha-deutschtum als wurzelecht und wetterbeständig erwiesen. Nun sind mehr als fünfzehn Jahre verflossen, seit die Umsiedelung durchgeführt worden ist und allmählich wächst in der Nachkommenschaft der Dobrudschadeutschen ein Geschlecht heran, dem das Wort Dobrudscha keine lebendige Anschauung mehr ist, sondern je länger je mehr nur noch einen erdkundlichen Begriff bedeutet. Darüber hinaus besteht zugleich die Gefahr, daß diese Geschichte auch für die deutsche Öffentlichkeit allmählich ganz in Vergessenheit gerät, wie sich auch in der Dobrudscha selbst die Spuren des einstigen deutschen Lebens immer mehr verwischen werden, zumal dieser Landstrich vielfach ein anderes Gesicht erhalten hat, seit man versucht hat, mit einem ungeheuren Einsatz von Menschen und Maschinen einen Kanal zu bauen, der die Gewässer der Donau auf einem viel kürzeren Wege dem Schwarzen Meere zuführen sollte, als es bisher in dem natürlichen Flußlaufe geschehen ist. Die Häuser und die Höfe der deutschen Bauern sind längst in fremde Hände übergegangen; in den Kirchen wird nach anderer Art Gottesdienst gehalten; die Friedhöfe sind verkommen und verwildert.

¹ Dobrudscha. In: *Handwörterbuch für das Grenz- und Auslandsdeutschtum* Band 2, Breslau. S. 278-290.

Bilder aus der Dobrudscha. Herausgegeben von der deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha. Konstanz 1918.

Paul Träger, *Die Deutschen in der Dobrudscha*, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. (Schriften des deutschen Auslandsinstitutes zu Stuttgart. Kulturhistorische Reihe Band 6). Stuttgart 1922;

Dobrogea, 1878-1928. Cincizeci de ani de viața românească. (Fünfzig Jahre rumänischen Lebens). Bukarest 1928.

Eine die gesamte über die Dobrudscha erschienene Literatur zusammenfassende Bibliographie wird gegenwärtig von Herrn Studienrat Otto Klett-Gerlingen vorbereitet.

Unsere einst in der Dobrudscha ansässig gewesenen Volksgenossen sind nicht unmittelbar aus Deutschland dorthin gekommen. Ihre Väter und Vorfäter waren zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, zumeist nach Beendigung der Freiheitskriege in Südrußland und Bessarabien eingewandert², ihrerseits aber in Westpreußen und Süddeutschland, besonders Württemberg, aber auch im Elsaß und in Baden geboren waren. Von den Norddeutschen sprach man als »Kaschuben« oder »Platten«, die Süddeutschen wurden einheitlich als »Schwab« bezeichnet. Diese Namen wurden auch in der Dobrudscha verwendet. Aus Gründen, die im Verlaufe unserer Darstellung aufzuzeigen sein werden, haben sich im Laufe der Zeiten viele dieser Kolonisten abgesplittert und in der Dobrudscha neue Lebensmöglichkeiten nicht nur gesucht, sondern auch gefunden.

Es handelte sich bei den Dobrudschadeutschen ursprünglich allein und späterhin in weit überwiegender Mehrzahl um Bauern, und zum vollen Verständnis der Geschichte dieser unserer Volksgenossen wird es notwendig sein, wenigstens mit einigen Strichen die Umwelt zu zeichnen, in welche sie eingebettet waren. Einige Kenntnis von der Landschaft, ihrer Bodenbeschaffenheit und ihren Witterungsverhältnissen wie auch der dort ansässigen Bevölkerung nach Herkunft und Glaubensbekenntnis wird daher nicht zu entbehren sein.

Aus ihrem von Belgrad aus ostwärts gerichteten Laufe wird die Donau, nur noch 110 Kilometer vom Meere entfernt, in nördliche Richtung abgedrängt und erst nach einem Umwege von 270 Kilometern kann sie bei Galatz wieder nach Osten abbiegen. Sie bildet sodann ein von zahlreichen Wasserarmen durchzogenes Sumpfbgebiet, das vielerlei Vogelarten beherbergt und einen ungeheuren Fischreichtum besitzt. Sie ergießt sich schließlich in das Schwarze Meer durch die ein Delta formenden Mündungen, den St. Georgs-, den Sulina- und den Chiliakanal. So ist die Dobrudscha im Norden und im Westen von der Donau und im Osten vom Meere begrenzt, während nach Süden zu der Höhenrücken des Deliorman die Grenze bildet. Die Landesgrenze ist im Laufe der Geschichte durch politische oder militärische Notwendigkeiten festgelegt worden und ihre Linienführung hat sich daher ehrfach verändert. Zuletzt geschah dies in den Jahren 1913 und 1940; im Frieden von Bukarest (1913), der den zweiten Balkankrieg beendete, wurde Bulgarien genötigt, ein etwa 8 000 Quadratkilometer umfassendes Gebiet an Rumänien abzutreten. Im Sommer 1940 mußte es dem früheren Besitzer zurückgegeben werden.

² Georg Leibbrandt, *Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816—1823*. (Schriften des deutschen Auslandsinstitutes zu Stuttgart. Kulturhistorische Reihe Band 21). Stuttgart 1928.

Abgesehen von dieser zweimaligen Grenzverschiebung besaß die Dobrudscha einen Umfang von 23 262 Quadratkilometern mit einer Länge von rund 200 und einer Breite, die an der engsten Stelle 45 Kilometer betrug.

Etwa in ihrer Mitte wird die Dobrudscha von einer Eisenbahnlinie durchschnitten, welche die Landeshauptstadt Bukarest mit der am Schwarzen Meere gelegenen Hafenstadt Konstanza verbindet. Sie ist in zwei zeitlich weit auseinander liegenden Abschnitten erbaut worden; die von Bukarest bis an die Donau fast schnurgerade verlaufende Strecke ist erst zu Beginn dieses Jahrhunderts entstanden. Mit zwei Brücken von gewaltiger Spannweite mußte sowohl die Bortscha, eine Abzweigung der Donau sowie dieser Strom selbst und das dazwischen liegende, vielfachen Überflutungen ausgesetzte Landstück auf einem hohen Damm überquert werden. Der von der Donau bis Konstanza reichende Teil ist durch eine englische Gesellschaft in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut worden.

Dieser letztgenannte Abschnitt der Eisenbahnlinie wird ungefähr in der Mitte durch eine Zweigbahn geteilt, die von dem Donauhafen Tultscha südwärts über die bulgarisch-rumänische Grenze hinaus bis nach Varna führt. Ihr Bau begann einige Jahre vor dem Beginn des ersten Weltkrieges und wurde erst nach dessen Beendigung fertiggestellt; sie hat auf die Entwicklung derjenigen von deutschen Bauern bewohnten Dörfer, die jetzt Eisenbahnstationen geworden waren, recht bedeutenden Einfluß ausgeübt. Dies gilt auch von den betonierten Landstraßen, deren Bau ebenfalls erst in den letzten Jahrzehnten erfolgte und die gleichfalls einige deutschbesiedelte Ortschaften berührten. Zeitweise wurden diese Chausseen von großen und bequem eingerichteten Omnibussen der Eisenbahnverwaltung befahren. Alle Ortschaften, die abseits dieser Verkehrsstraßen und der Eisenbahn lagen, waren untereinander nur durch Landwege verbunden. Diese nun verwandelten sich bei regnerischem Wetter in einen zähen Lehm, der nicht nur das Gehen fast unmöglich machte, sondern auch den Pferden das Dasein sehr erschwerte. Gab es trockene Zeit, so war die Fahrbahn glatt und eben, so daß auch Kraftwagen auf ihr leicht und schnell dahinrollen konnten. Wenn jedoch die Hitze einsetzte, so bildete sich ein feiner, durchdringender Staub, der allmählich unerträglich wurde. Auf einem Teile dieser Landwege ließen Privatunternehmer Omnibusse laufen, die zu den ältesten ihrer Art gehörten. Auf jeder Strecke gab es täglich nur eine Fahrt und meist stand dafür auch nur ein einziger Wagen zur Verfügung. Ohne Rücksicht aus dessen Fassungsraum wurden Menschen aufgenommen, die in drangvoll-fürchterlicher Enge fast aufeinander saßen. Bei Beendigung einer sol-

chen Fahrt konnte man nur dankbar sein, daß kein Unglück geschehen war; alle Insassen wären rettungslos zerquetscht worden. Wenn die Wagen von ihren Ausgangspunkten im allgemeinen ziemlich pünktlich abfahren, so war damit doch keinerlei Gewähr gegeben, daß sie in den Zwischenstationen zur rechten Zeit eintreffen würden. Denn oft mußten unterwegs kleinere Pannen beseitigt werden; es konnte aber auch vorkommen, daß der Omnibus für ein oder zwei Tage gänzlich ausfiel, weil er erst wieder betriebsfähig gemacht werden mußte. Der Reisende mußte dann so lange warten, bis der Verkehr wieder einsetzte; ungeduldig zu werden, war vollkommen zwecklos. So blieb als Verkehrsmittel nur der ungefederte Bauernwagen übrig, der zur größeren Bequemlichkeit des Reisenden mit einem gepolsterten, für zwei Personen bestimmten Sitz versehen wurde. Man kam zwar langsamer, aber sicherer als mit einem Omnibus zum Ziel. Hierbei prägte sich das Bild der Landschaft dem Gedächtnis fest ein. Da die einzelnen Ortschaften weit auseinanderlagen und in der »Steppe« kein Wald, auch nur selten ein Dorf Orientierungsmöglichkeit bot, so mußte man den Ortssinn der Landeseingeborenen bewundern, die zielsicher stets die richtigen Wege einschlugen.

*

Der Umweg, den die Donau zu machen gezwungen ist, hat seinen Grund in der Tatsache, daß die Dobrudscha eigentlich ein langgestreckter Felsen ist, überkleidet mit einer Lößdecke, die im Süden bis zu 80 m mächtig ist. An einigen Stellen tritt der nackte Fels zu Tage. Im Norden finden sich Waldgebiete und bergiges Gelände; eine der höchsten Erhebungen ist der Goldberg, 350 Meter über dem Meeresspiegel sich erhebend und in der Nähe des deutschen Dorfes Atmadscha gelegen. Sonst ist die Dobrudscha eine weite, mit Bäumen spärlich bestandene und dünn bevölkerte, von den Bewohnern als »Steppe« bezeichnete Ebene, die am Horizont vielfach durch meist zu dritt nebeneinanderliegende gleichförmige Hügel begrenzt ist, die durch Grabungen als vorgeschichtliche Begräbnisstätten festgestellt sind.³ Im Übrigen gilt fast wörtlich noch heute, was einst Ovid, der in der Dobrudscha als Verbannter seine letzten Lebensjahre zugebracht hat, über diese Gegend urteilte: »Du erblickst nicht Baum noch Gebüsch auf kahlem Gefilde.« Man kann daher den Eindruck gewinnen, als sei die Zeit hier stille gestanden.

Der fast nur durch rücksichtslose Abholzung entstandene Mangel an Wald bestimmt die Witterungsverhältnisse. Es ist nicht nur im Winter reichlicher Schneefall notwendig, um die Herbstsaat vor dem scharfen Frost und den eisigen, über die weiten Flächen dahinstürmenden Ostwin-

³ Träger, *Zur Kenntnis der alten Grabhügel*. In: *Bilder aus der Dobrudscha*. S. 133.

den zu schützen als auch zu Beginn des Frühlings dem Erdreich durch das Schmelzwasser genügende Feuchtigkeit zuzuführen — es muß auch, etwa in der zweiten Hälfte des Monats Mai, Regen in ergiebigem Maße fallen, um die inzwischen aufgebrauchte Flüssigkeit wieder zu ersetzen. Sonst dörft das Land bei der meist schon frühzeitig einsetzenden Hitze aus und es können dann Fehlernten entstehen, welche kaum die Aussaat wieder einbringen. Sind jedoch die genannten Vorbedingungen erfüllt, so lohnt der Boden die aufgewandte Mühe in reichlichem Maße. Eine gute Ernte vermochte dem deutschen Dobrudschabauern über eine oder sogar mehrere mittelmäßige oder schlechte Ernten hinwegzuhelfen. Daher wurde von den Früchten des Feldes, falls es irgend möglich war, stets ein genügender Vorrat zurückbehalten.

In dieser Landschaft haben sich im Laufe der Zeiten allerlei Völkerschaften eingefunden⁴. Die Türken, welche Jahrhunderte hindurch die Beherrscher der Dobrudscha gewesen sind, sind zu einer bescheidenen Minderheit geworden. Glaubensverwandt sind mit ihnen die Tataren, die namentlich in den südlich gelegenen Dörfern, jedoch in getrennten Ortsteilen, mit Deutschen zusammenwohnten und aus dieser Nachbarschaft hatte es sich wie von selbst ergeben, daß fast jeder dort sesshafte deutsche Bauer auch die tatarische Sprache beherrschte. Das im Norden gelegene Dorf Katalui hatte viele Jahrzehnte hindurch auch Italiener zu seinen Bewohnern; sie sind gleichfalls im Herbst 1940 umgesiedelt. Im Norden der Dobrudscha leben auch Russen und Lasen; letztere Angehörige eines aus dem Kaukasus eingewanderten Volksstammes; erstere sind in verschiedene Sekten wie Lipowaner, Skopzen und Molokaner aufgespalten. Ihr Abfall von der rechtgläubigen Kirche ihres Vaterlandes hat sie einstmals zur Auswanderung veranlaßt. In der Mitte der Dobrudscha leben Gagauzen, die mongolischer Abstammung und christlichen Glaubens sind, aber türkisch sprechen. Als Handelstreibende leben, zumeist in den Städten, Griechen, Armenier und Juden. Auch die Bulgaren sollen nicht unerwähnt bleiben und schließlich fehlen auch hier die Zigeuner nicht.

Den Hauptteil der Bevölkerung bilden selbstverständlich die Rumänen, die fast in allen Dörfern mit Deutschen zusammenwohnten und deren Zahl nach der Umsiedelung sich durch Stammesgenossen wesentlich vermehrt hat, als es galt, die durch den Abzug der Deutschen leergewordenen Höfe wieder zu besetzen. Diese Rumänen sind aus der wieder an Bulgarien abgetretenen Süddobrudscha und aus Mazedonien gekommen.

⁴ Träger, *Zur Geschichte und Ethnographie der Dobrudscha*. Jn: Bilder S. 210ff.

So bunt wie die Bevölkerung der Dobrudscha zusammengesetzt ist, so bewegt ist auch die Geschichte dieses Landstriches. Er war stets Durchzugsland und oftmals auch Kriegsschauplatz. Im Altertum hieß die Dobrudscha »Scythia minor« und war stark von Griechen besiedelt, die am Ufer des Schwarzen Meeres bedeutsame Städte geschaffen haben, von denen jedoch nur noch geringe Reste vorhanden sind. Viel reicher ist das archäologische Erbe, welches die Römer hinterlassen haben. Der Erdboden hat eine Fülle von Münzen und antiken Gefäßen, wenn auch oft nur in Scherben, aufbewahrt.⁵ Das im Norden gelegene deutsche Dorf Atmadscha ist auf einer römischen Ansiedlung erbaut, die, nach den gemachten Funden zu urteilen, nicht unbedeutend gewesen sein kann⁶. Als die Macht des römischen Reiches zu sinken begann, konnte sich dieses vor dem Ansturm der aus dem Norden kommenden barbarischen Völker nur durch Befestigungen schützen, die sich quer durch die Dobrudscha zogen und deren Linienführung an einigen Stellen auch heute noch deutlich erkennbar ist. In Tomi, dem heutigen Konstanza, hat Ovid, vom kaiserlichen Hofe verbannt, seine letzten Lebensjahre in steter Klage über die Trostlosigkeit der Landschaft und die Rohheit ihrer Bewohner zugebracht. Als späte Entschädigung ist ihm auf dem Marktplatz zu Konstanza ein Denkmal errichtet worden.

In der Zeit der Römerherrschaft ist das Christentum in die Dobrudscha gekommen. Die Legende berichtet, der Apostel Andreas, Bruder des Petrus, habe hier gewirkt⁷. An dem im Jahre 325 zu Nicäa abgehaltenen ersten allgemeinen Konzil hat auch der damalige Bischof von Tomi teilgenommen⁸.

Während des Mittelalters hatte die Dobrudscha einige Jahrzehnte hindurch in dem Fürsten Dobrotitsch einen eigenen Herrscher; ihm verdankt sie ihren Namen. Nachdem sie dann, ebenfalls nur für einige Jahrzehnte dem Fürstentum der Walachei einverleibt gewesen war, kam sie im Jahre 1394 in türkischen Besitz. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1878; durch Beschluß des Berliner Kongresses wurde die Dobrudscha an Rumänien abgetreten, das dafür den ihm gehörigen Südteil Bessarabiens an Rußland abgeben mußte. Mit diesem erzwungenen Tausche waren die Rumänen recht unzufrieden. Während des ersten Weltkrieges wurde im Spät-

⁵ Raymund Netzhammer, *Was erzählen mir meine Tomismünzen?* In: *Aus Rumänien. Streifzüge durch das Land und seine Geschichte*. Band 2. Einsiedeln 1912. S. 123ff. — *Antike Gewichte aus der Dobrudscha*. Ebenda S. 293ff.

⁶ Träger, *Die Deutschen*. S. 51.

⁷ Karl Auner, *Predicat-a un apostol in România?* (Hat ein Apostel in Rumänien gepredigt?) In: *Revista catolica*. Jg. I, Bukarest 1912 S. 40ff.

⁸ Raymund Netzhammer, *Die christlichen Altertümer in der Dobrudscha*. Eine archäologische Studie. Bukarest 1906.

herbst 1916 hier wochenlang gekämpft, bis deutsche und bulgarische Truppen die Dobrudscha besetzten und sie bis zu dem im November 1918 erfolgten Zusammenbruch der Zentralmächte verwalteten.

Wer die Dobrudscha bereiste, konnte schon von weitem erkennen, ob ein Dorf, auf welches der Weg hinführte, von Deutschen bewohnt war⁹. Denn ihre Ortschaften waren recht weiträumig angelegt; die schnurgerade verlaufende Hauptstraße war bis zu 25 Meter breit. Sie wurde, immer im rechten Winkel, von Seitenstraßen geschnitten, welche die Verbindung mit Nebenstraßen herstellten, die in gleicher Richtung wie die Hauptstraße liefen¹⁰ (Abb. 1). Alle Straßen waren mit Akazien bepflanzt, die winterhart sind und daher Frost und Schneestürme überdauern. Diese Art der Dorfanlage war den deutschen Kolonisten in Südrußland von ihrer Aufsichtsbehörde vorgeschrieben und in der Dobrudscha auch ohne obrigkeitliche Verordnung beibehalten worden. Nur wo das Gelände wellig war, mußte die Linieneinführung der Straßen sich der Bodengestaltung anpassen¹¹.

Meist in der Mitte der Hauptstraße oder sonst an bevorzugter Stelle stand die Kirche oder das Bethaus, unweit davon befand sich das Schulgebäude, das meist auch die Lehrerwohnung enthielt. Rechts und links der Straßen zogen sich, genau aneinander ausgerichtet, Mauern in der gleichen Höhe von etwa 1½ Meter hin, welche den Hofplatz abgrenzten. Für diesen waren in den ersten Jahrzehnten 4 000 Quadratmeter, späterhin aber nur 2 000 bestimmt. Hinter der Mauer lag, zumeist mit der Breitseite dem Hofe zugekehrt, das Wohnhaus; doch war zwischen diesem und der Mauer ein Streifen für einen Vorgarten ausgeschieden, in welchem hellfarbige Blumen in bunter Zusammenstellung blühten. Die der Straße zugekehrte Seite des Wohnhauses war nur zwei Fenster breit. Man betrat das Haus vom Hofe her und gelangte zunächst in einen Flur, von dem eine Tür geradeaus in die Küche führte. Rechts und links vom Flur aus lagen die Wohnräume; ihre Zahl und Ausstattung entsprach dem Wohlstand des Besitzers und der Anzahl der zu seiner Familie gehörigen Personen¹². Das der Straße zu gelegene Zimmer stand meist etwaigen Gästen zur Verfügung; auf dem Bette waren buntgestickte Kissen aufgetürmt. In den Häusern der evangelischen Bauern gehörten eingerahmte Konfirmationsscheine zum selbstverständlichen Wandschmuck (Abb. 2).

⁹ Hjalmar Schacht, *76 Jahre meines Lebens*. Würzburg 1953 S. 338f.

¹⁰ *Plan des deutschen Dorfes Kobadin* in: Handwörterbuch Bd. 2 S. 284.

¹¹ *Plan des deutschen Dorfes Atmadscha* in: Träger, *Die Deutschen* S. 63.

¹² *Grundriß zweier Höfe in Kobadin* in: Otto Leyer, *Geschichte des deutschen Dorfes Kobadin*. Wiesbaden o.J. S. 31. — *Grundriß eines deutschen Bauernhofes und eines Kolonistenhauses, beide in Kodschelak* in: Handwörterbuch S. 287.

An das Wohnhaus schlossen sich Stallungen und Schuppen an. Ihm gegenüber lag ein die Sommerküche bergendes Häuschen und daneben der Brunnen. Da meist auf dem Hofe noch das ältere Geschlecht lebte, so war für dieses eine Altsitzerwohnung vorgesehen.

Durch eine halbhohe Mauer ohne Tor gelangte man auf den Dreschplatz, auf dem sich Berge von Stroh erhoben. Dieses wurde jedoch nicht nur als Streu für das Vieh verwendet, sondern diente, des Holzmangels wegen, neben getrockneten Maiskolben, auch zur Heizung des Küchenofens. Auf keinem Hofe durften die Maisschuppen fehlen, überdachte Gestelle, welche etwa einen halben Meter über dem Erdboden sich erhoben und so gebaut waren, daß die Luft frei hindurchstreichen konnte, damit der Mais gut anstrockne.

Durch eine zweite Mauer gelangte man in den Gemüsegarten.

Die das Gehöft von der Straße abgrenzende Mauer wurde in jedem Jahre ein- oder zweimal von den Frauen und Mädchen »geweißelt«. Sie machte daher immer einen schmucken und sauberen Eindruck.

Die Häuser und die Wirtschaftsgebäude wurden von den Hofbesitzern unter Beihilfe von Verwandten und Nachbarn meist in eigener Arbeit errichtet. Aus feuchtem Lehm, der mit Häcksel untermischt war, wurden Ziegel geformt, die bei der großen Sommerhitze ebenso wie der Lehm rasch trockneten, mit dem die »Patzen« zu Mauern zusammengefügt wurden. Vielfach wurden auch die Zimmermanns- und Tischlerarbeiten selbst geleistet; sonst wurden Fachleute gerufen, die sich in den größeren Dörfern unter den Volksgenossen fanden.

Angebaut wurde Getreide aller Art, besonders aber Weizen und Mais (Popschai), der in mancherlei Zubereitung auf den Tisch kam, aber auch das tägliche Futter für das Geflügel lieferte und in der Mästung der Schweine sich reichlich bezahlt machte. In den nördlichen Gegenden der Dobrudscha brachte die Kartoffel reiche Erträge. Während der letzten Jahre wurden auch Sojabohnen versuchsweise angebaut. Auch Wein wurde angepflanzt, meist Reben bessarabischen Ursprungs und bescheidener Qualität (die »Terasse«). Späterhin glückte trotz der veränderten Klimaverhältnisse der Versuch, siebenbürgische und französische Sorten anzupflanzen.

Ursprünglich brauchte der Bauer in der Dobrudscha nicht zu düngen. Es genügte, wenn es zur rechten Zeit und in genügender Menge regnete. Der infolgedessen nicht benötigte Stallmist wurde in Ziegelform gepreßt und dann getrocknet. In diesem Zustande wurde er in Ermangelung besseren Heizmaterials im Winter zur Erwärmung der Zimmer verwendet. Im Laufe der Zeiten verlangte der Boden, wenn seine Ertragsfähigkeit nicht sinken

sollte, eine genügende und alljährlich wiederholte Düngung.

Auch Traktoren und Dreschmaschinen fanden ihren Weg in die Dobrudscha. Man blieb aber noch vielfach bei der alten Art des Drusches, bei dem das auf dem Dreschplatz ausgebreitete Getreide mit dem »Dreschstein« bearbeitet wurde, einer schweren eingefurchten Walze, die von zwei bis vier Pferden im Kreise über das Getreide gezogen wurde.

Viel Sorgfalt wurde dem Vieh zugewendet. Von ihm sprach man als dem »Ziefer« und brachte damit dessen Nützlichkeit zum Ausdruck im Gegensatz zu dem Ungeziefer, das keinerlei Nutzen bringt und nur Ärger verursacht. Der Stolz des deutschen Bauern war es, viele und gut gepflegte Pferde zu besitzen und auf dem Hofe Fohlen (Hutscher) herumspringen zu sehen. Hühner, Schweine und Schafe wurden nur selten über den eigenen Bedarf hinaus gehalten. Oftmals ist daher aufmerksam gemacht worden, es sei eine einseitige Wirtschaftsführung, das Hauptgewicht auf den Anbau von Getreide zu legen; durch verstärkte Viehzucht müsse ein Ausgleich geschaffen werden, um in Krisenzeiten durchhalten zu können.

Die Besitzverhältnisse bei den deutschen Bauern in der Dobrudscha waren recht ungleich. Die Sehnsucht jedes Bauern war, möglichst viel Land zu besitzen. Sie zu befriedigen, verbot im Norden die Bodengestaltung und der ausgedehnte Wald, den man nicht mehr wie in den Zeiten nach der ersten Einwanderung nach Belieben roden und in Ackerland verwandeln konnte. So sind aus den damals entstandenen Dörfern allmählich viele junge Leute in die Mitte und in den Süden der Dobrudscha abgewandert, wo sie Tochterkolonien gründeten. Auch die immer wieder festzustellende Auswanderung nach Amerika ist zum großen Teil durch Mangel an verfügbarem Land veranlaßt worden. Zwischen der Jahrhundertwende und dem ersten Weltkrieg wurde versucht, auswanderungslustige Dobrudschabauern durch die Ansiedelungskommission in die Provinz Posen zu bringen; aber die Verhältnisse waren zu verschieden, als daß ein solches Bemühen zu einem dauernden Erfolg hätte führen können.

In der mittleren Dobrudscha sind einzelne Bauern zu Großgrundbesitzern geworden; der reichste unter ihnen besaß rund 2000 Hektar. Derart ausgedehnter Besitz wurde von den Eigentümern vielfach nicht selbst bewirtschaftet, sondern verpachtet, zumeist gegen die Hälfte des Ertrages (Halbscheid). Es gab genug junge Leute unter den Deutschen, die wenig oder gar kein Land besaßen und gern die Gelegenheit ergriffen, um ihre Erwerbsmöglichkeiten zu steigern und damit zugleich wirtschaftlich vorwärts zu kommen.

Einen sehr bedeutsamen Eingriff in die landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse bedeutete die nach Beendigung des ersten Weltkrieges durchgeführte Agrarreform. Aller Landbesitz, der 100 Hektar überstieg, wurde enteignet, dafür jedoch vom Staate eine in Wertpapieren bestehende Entschädigung gewährt. Jeder enteignete Hektar wurde nach einer staatlicherseits festgesetzten Regel bewertet; die daraufhin bewilligte Entschädigungsrente verlor sehr bald nach ihrer Ausgabe bis zur Hälfte ihres Nennwertes. Und dies bedeutete im Grunde eine zweite Enteignung. Mit dem in Besitz des Staates überangenen Land wurden alle Besitzlosen beteiligt; jeder erhielt gegen eine in 30 Jahren abzuzahlende Summe fünf Hektar; wer darunter besaß, dessen Besitz wurde auf diese Höhe gebracht. In erster Linie wurden die Kriegsteilnehmer bedacht. So gelangte ein Teil des vielen Deutschen enteigneten Landes doch wieder in deutsche Hände. In der Folgezeit haben viele Bauern durch Zukauf ihren Besitz bedeutend vergrößert, wozu die verschiedenen sehr ertragreichen Jahre gegen Ende des dritten Jahrzehntes wesentlich beitrugen. Man unterschied nach der Größe des Besitzes »starke« und »schwache« Bauern; erstere verfügten durchschnittlich über fünfzig Hektar¹³.

Je länger, je mehr kam es unter den Dobrudschadeutschen zu einer beruflichen Schichtung. Wenn auch bis zuletzt mehr als zwei Drittel von ihnen in der Landwirtschaft oder, wie man dort zu sagen pflegte, in der »Bauerei« tätig waren, so gab es doch Handwerker wie Tischler, Sattler und Schmiede, deren Gewerbe ja in enger Beziehung zur Landwirtschaft stand. In deutschen Händen befanden sich 23 Mühlen, alle mit mechanischem Antrieb. Auch einige Ziegeleien sowie zwei kleinere Textilbetriebe waren gegründet worden und befanden sich in aussichtsreichem Anstieg. In einzelnen Ortschaften wurde Bienenzucht als Hauptbeschäftigung betrieben, und die zahlreichen Akazien lieferten hierzu die nötige Voraussetzung.

Eine eigentliche Intelligenzschicht begann sich erst langsam aus dem Dobrudschadeutschtum herauszubilden. Hierbei hatten die katholischen Gemeinden insofern einen Vorsprung, als aus ihnen begabte Knaben im erzbischöflichen Priesterseminar zu Bukarest ihre Ausbildung erhalten konnten; von dort sind verschiedene zur Abrundung ihrer Studien in das Ausland geschickt worden. Nach ihrer Rückkehr haben sie vielfach in der Dobrudscha Dienst getan. Auch einige Ordensfrauen sind aus der katholischen Mädchenschaft hervorgegangen.

¹³ *Zu den landwirtschaftlichen Besitz- und Anbauverhältnissen bei den Dobrudschadeutschen*: Theo Steinbrucker, Statistisches von den Deutschen der Dobrudscha. Jn: Deutsche Arbeit. Jg. 36, Berlin 1936, Heft 5, S. 220ff.

Kinder evangelischer Bauern besuchten entweder die höheren Lehranstalten in Bessarabien und Siebenbürgen oder die von der evangelischen Gemeinde zu Bukarest unterhaltenen Schulen. Auch die landwirtschaftlichen Lehranstalten in Siebenbürgen zählten junge Dobrudschaner zu ihren Zöglingen. So konnte man damit rechnen, daß man in absehbarer Zeit immer mehr den Bedarf an Pfarrern und Lehrern aus der eigenen Mitte werde decken können.

Mit besonderer Anerkennung darf gebucht werden, daß zwei deutsche Dobrudschaner mit Fleiß und Umsicht wertvolle Chroniken ihrer heimatlichen Dörfer geschaffen haben: der Bauer Johann *Adam* in Tschukurowa und der Lehrer Otto *Leyer* in Kobadin¹⁴. Auch die mannigfachen Beiträge zur Geschichte und Volkskunde des Dobrudschadeutschtums, die der einstige Lehrer Johann *Straub*, veröffentlicht hat, sollen nicht vergessen werden. Straub ist es auch gewesen, der die Verbindung mit den in die Vereinigten Staaten und nach Kanada ausgewanderten Stammesgenossen durch Beiträge aufrecht erhalten hat, die er in der »Dakota Freie Presse«, »Lincoln Freie Presse« und in dem amerikanischen »Staatsanzeiger« erscheinen lassen konnte.

*

Die erste deutsche Schilderung der Dobrudscha verdanken wir dem späteren Generalfeldmarschall Helmut *von Moltke*, der in jungen Jahren als Offizier in türkischen Diensten stand und den Süden dieses Landstriches durchstreift hat. In seinem Buche: »Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei in den Jahren 1835-1839« hat er uns ein anschauliches Bild von der grenzenlosen Verlassenheit dieser Landschaft gegeben. Seine Beschreibung hat Moltke späterhin in seinem 1845 erschienenen Buche: »Der russisch-türkische Krieg in der europäischen Türkei 1828 bis 1829« nach verschiedenen Richtungen hin ergänzt.

Bis zum ersten Weltkriege war das Dobrudschadeutschtum der deutschen Öffentlichkeit so gut wie unbekannt; es teilte dieses Schicksal jedoch mit sehr vielen Gruppen des Auslandsdeutschums. Wenn das Dobrudschadeutschtum um die letzte Jahrhundertwende einmal als »untergehendes Deutschtum« bezeichnet worden ist, so war dieses Urteil in keiner Weise gerechtfertigt¹⁵. Nur kirchliche evangelische Stellen in Deutschland, wie der Evangelische Oberkirchenrat zu Berlin und der Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig, haben Anteil

¹⁴ Johann Adam, *Chronik der Gemeinde Tschukurowa*, Kreis Tultscha, verfaßt anläßlich ihres 75jährigen Bestehens. Jn: Deutscher Kalender für Bessarabien 1933. Tarutino 1933 S. 79ff.

¹⁵ Franz Schmidt, *Ein Stück untergehenden Deutschtums*. Jn: Die deutsche Schule im Ausland. Jg. I (1902) S. 603ff.

an dem Leben und Ergehen der Glaubensgenossen in der Dobrudscha genommen, indem sie sich deren kirchlich-religiöse Betreuung angelegen sein ließen. Als im Herbst 1916 deutsche Truppen in die Dobrudscha einrückten, war es für sie eine große Überraschung, mitten im Feindesland am Ufer des Schwarzen Meeres mit heimatlichen Lauten begrüßt zu werden. »Die Überraschung würde weniger groß gewesen sein, wenn das große deutsche Vaterland es nicht so lange versäumt hätte, sich mehr um seine ausgewanderten und in fremde Länder versprengten Söhne zu kümmern«¹⁶. Doch haben gerade der erste Weltkrieg und die ihm folgenden Jahre, was Teilnahme an dem Leben und Streben der Dobrudschadeutschen anbetrifft, eine große Wandlung herbeigeführt. Zunächst wurde, einem Auftrage der deutschen Etappenverwaltung zu Konstanza entsprechend, ein umfangreiches Buch »Bilder aus der Dobrudscha« geschaffen, in welchem berufene Fachleute diesen Landstrich unter den verschiedensten Gesichtspunkten geschildert haben; viele gute Bilder vermittelten eine klare Anschauung. Der Ausgang des Krieges hat es verhindert, daß dieses aufschlußreiche Buch im Buchhandel erscheinen konnte. Heute werden die nicht allzu zahlreichen Exemplare, die noch verteilt worden sind, sicherlich bibliophile Seltenheiten sein. Einer der Hauptmitarbeiter an diesem Buche, Professor Paul Träger-Berlin, hat die Ergebnisse seiner drei während der Jahre 1917 und 1918 durch die Dobrudscha unternommenen Reisen, erweitert durch mancherlei Studien, im Jahre 1922 unter dem Titel: »Die Deutschen in der Dobrudscha« im Verlage des deutschen Auslandsinstitutes zu Stuttgart erscheinen lassen. Eine zweite Auflage, die nach dem Tode des Verfassers seit dem Jahre 1934 von anderer Hand in Vorbereitung war, ist bis zur Umsiedelung nicht mehr fertig gestellt worden.

Trotz mancher notwendigen Berichtigungen und Ergänzungen bleibt das Trägersche Buch für die Kenntnis des Dobrudschadeutchtums grundlegend und wir dürfen es als eine wertvolle Entschädigung dafür betrachten, daß diesem Splitter unseres deutschen Volkes früher fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Im Verlaufe der beiden zwischen den zwei Weltkriegen liegenden Jahrzehnte ist in allerlei Zeitschriften und Zeitungen eine große Anzahl längerer oder kürzerer Aufsätze und Abhandlungen erschienen; sie sind teils aus wissenschaftlichem Interesse geschrieben oder geben Eindrücke wieder, die auf Reisen und Wanderfahrten gewonnen worden sind. Leider ist das Schrifttum über die deutschen katholischen Gemeinden nicht sehr umfangreich.

¹⁶ Träger, *Die deutschen Dörfer*. In: Bilder S. 142.

Die auf diesen Blättern vorgelegte Darstellung der Geschichte der deutschen Siedelungen in der Dobrudscha soll nun den Schlußstrich ziehen unter alles, was für uns das Wort: **Dobrudschadentschum** in sich schließt. Es konnte mancherlei bisher ungedrucktes und daher unbekanntes Material benutzt werden. An geeigneter Stelle wird darauf aufmerksam gemacht werden.

*

Die anlässlich der Umsiedelung durchgeführte Zählung der in der Dobrudscha ansässigen Deutschen ergab eine Gesamtsumme von rund 16500 Köpfen. Diese Angabe dürfen wir wohl als die zuverlässigste ansehen; sie ist das Ergebnis einer von einer deutschen amtlichen Stelle geleisteten Arbeit. Daher sind alle aus früheren Jahren stammenden Bevölkerungszahlen nur Schätzungen, die auf unbedingte Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben können. Dies gilt auch von der Bestandsaufnahme, die ein Jahrfüntf zuvor in Vorbereitung zur zweiten Auflage des Trägerschen Buches ohne Mithilfe amtlicher Stellen gemacht worden war. Sie wies 12985 Köpfe auf¹⁷. Noch weiter zurück liegen die Angaben, die wir in dem im Jahre 1928, anlässlich der fünfzigjährigen Zugehörigkeit der Dobrudscha zu Rumänien herausgegebenen Sammelwerke finden; hier sind 11 092 deutsche Bewohner der Dobrudscha ausgewiesen¹⁸.

Wenn es auch nicht möglich ist, die Zahl sowohl der ersten Einwanderer als auch derer genau anzugeben, die im Laufe der Zeiten, meist in größeren oder kleineren Gruppen in der Dobrudscha sich eingefunden haben, andererseits auch nicht feststellen können, wieviele aus besonderen Ursachen die Dobrudscha wieder verlassen haben, so können wir doch mit Recht behaupten, daß die bei der Umsiedelung errechnete Zahl im Wesentlichen durch natürliche Vermehrung entstanden ist. Dies ergibt sich auch daraus, daß je länger je mehr Gründungen von Tochterkolonien notwendig wurden, weil in den älteren Dörfern alles verfügbare Land schon seinen Besitzer hatte. Die dobrudschadeutsche Familie besaß im Allgemeinen eine große Nachkommenschaft. Ein Reisender, der im Sommer 1858 das eben entstehende Dorf Katalui besuchte, wunderte sich »billig über den Kinderreichtum, der sich entfaltete; es wimmelte geradezu von den erwachseneren (!) jungen Volk, das schon frühzeitig bei der Ernte helfen muß«¹⁹. Als ganz besonders eindrucksvolles Beispiel für den Kindersegen in einem dobrudschadeutschen Bauernhaus weist Träger auf Adam Kühn in Atmadscha hin, der elf Kinder sein eigen nannte, von denen neun am Leben blieben. Diese

¹⁷ Theo Steinbrucker, Statistisches S. 22.

¹⁸ Dobrogea S. 243.

¹⁹ Wilhelm Hamm, *Südöstliche Steppen und Städte*. Frankfurt (Main) 1862 S. 58.

hinterließen 49 Enkel. Die Zahl der Urenkel war mit Sicherheit nicht festzustellen, da von diesen ein Teil nach Amerika ausgewandert ist. Doch darf sie auf rund 250 geschätzt werden²⁰. Aus den Kirchenbüchern der vereinigten Kirchengemeinden Atmadscha-Tschukurowa hat Träger für den Zeitraum von 1868 bis 1871 218 Geburten errechnet, denen 35 Todesfälle gegenüberstanden. Daß die Kinderfreudigkeit weiterhin bestehen blieb, mögen die für das Jahr 1907 von den Gemeinden Karamurat und Malkotsch angegebenen Zahlen beweisen. In ersterer gab es bei 829 Seelen 41 Taufen und 19 Todesfälle, in letzterer bei 717 Seelen gleichfalls 41 Taufen und 10 Beerdigungen²¹.

Unter den ersten Einwanderern, die in die Dobrudscha kamen, waren nur noch wenige, deren Wiege in Deutschland gestanden hatte und die noch eine lebendige Erinnerung an die Heimat ihrer Väter besaßen. Denn schon als Kinder waren sie mit ihren Eltern nach Südrußland und Bessarabien gekommen und die harte Notwendigkeit, im fremden Lande und unter völlig andersgearteten Lebensbedingungen sich und den Kindern ein auskömmliches Dasein zu schaffen, hatte keine Zeit gelassen, um Erinnerungen zu pflegen. Allmählich waren auch die Fäden, die anfangs noch mit der alten Heimat verbanden, abgerissen und in der dritten Geschlechterfolge gab es schon viele, die den Namen der Orte nicht mehr anzugeben wußten, in denen ihre Vorfahren das Licht der Welt erblickt hatten. Aber dies war ohne Einfluß auf ihr Bewußtsein geblieben, dem deutschen Volke anzugehören. Was die Väter gewesen waren, sollten nach ihrem Willen auch die Kinder bleiben und diese kannten daher auch nichts anderes als daß sie Deutsche seien. Dazu half die Tatsache, daß sie in rein deutschen Dörfern aufgewachsen waren. In der Schule hörten sie kein fremdsprachiges Wort und in den Gottesdiensten wurde in deutscher Sprache gesungen, gebetet und gepredigt. Da die deutschen Kolonisten Südrußlands unter einer eigenen, nur für sie bestimmten Aufsichtsbehörde lebten, dem sogenannten Fürsorgekomitee, fehlte ihnen jede Beziehung zu dem Staatsvolk, dessen Sprache zu erlernen keinerlei Notwendigkeit bestand. Sie lebten daher wie auf einer Insel ein in sich abgeschlossenes Dasein und das Deutschsein war ihnen festgefügte Lebensnorm, an deren Selbstverständlichkeit auch nicht der geringste Zweifel bestand.

Diese Form des Daseins wie aus einer Insel konnten die Deutschen, welche der Weg in die Dobrudscha führte, nicht behalten; aber man darf wohl sagen, daß sie sich jetzt am Rande des Staates ansiedelten, wie ja die Dobrudscha am Rande des türkischen Reiches lag. Als »Rajahs« besaßen sie

²⁰ Träger, Die Deutschen S. 130.

²¹ *Schematismus Archidioecesis Latinae Bucarestiensis*. Bukarest 1907. S. 64 und 65.

keinerlei staatsbürgerliche Rechte, aber sie brauchten auch nicht im türkischen Heeren Dienst zu leisten. Wenn es auch nicht immer möglich war, rein deutsche Siedelungen zu gründen, so wurde doch dort, wo man mit Angehörigen anderer Völkerschaften am gleichen Orte zu leben genötigt war, ein besonderer Dorfteil angelegt und damit zum Ausdruck gebracht, daß man unter sich zu bleiben wünsche. Die Einwanderungen erfolgten stets in Familiengruppen, sodaß der Einzelne nicht in die Gefahr geriet, im fremden Volkstum aufzugehen. Der türkische Staat überließ seine andersnationalen Untertanen sich selbst. Ob und wie diese ihre Kinder schulen würden, war der Obrigkeit gleichgültig

Sobald es nach erfolgter Niederlassung möglich war, wurde für den Unterricht der Kinder gesorgt. Gab es hierfür keine Fachkraft, so fand sich doch überall ein Bauer, der für diese Aufgabe tauglich erschien und sie zu übernehmen sich bereit erklärte. Daß die Kinder nicht nur deutsch sprechen, sondern auch lesen und schreiben sollten, daß sie in der ererbten Religion unterrichtet würden sowie die für eine einfache Lebens- und Wirtschaftsführung notwendigen Kenntnisse sich aneigneten, wurde allseits voll anerkannt, aber nicht überall mit der nötigen Folgerichtigkeit durchgeführt.

Für die evangelischen Gemeinden der Dobrudscha war es ein nicht zu unterschätzender Vorteil, daß sie lange Jahre hindurch in Diakonen, die durch Vermittlung des evangelischen Oberkirchenrates aus dem Rauhen Hause zu Hamburg berufen waren, Lehrer besaßen, die bei bescheidensten Voraussetzungen das Bestmögliche zu leisten ihre beste Kraft und ihre ganze Treue eingesetzt haben. Ihnen schwebte als Ziel vor, »daß die heranwachsende Jugend, weitab von dem Vaterlande ihrer Eltern, die Kenntnisse ihrer schönen Muttersprache, den Sinn für deutsche Sitte und Liebe und Hochachtung für das Land ihrer Väter behält«.

Da jegliche Schulaufsichtsbehörde fehlte und die Bauern nicht nur die Gründer der Schule, sondern auch ihre Erhalter waren, mußte die Unterrichtszeit ganz den bäuerlichen Lebensnotwendigkeiten angepaßt werden. Und so kam es, daß nur in den Wintermonaten, aber dann auch mit Ausnahme der Mittagspause den ganzen Tag hindurch unterrichtet wurde. Vom Beginn des Frühlings bis tief in den Herbst hinein wurden die Kinder auf dem Acker beschäftigt oder mußten das Vieh hüten. So ging in dieser Zeit viel von dem verloren, was die Kinder im vorangegangenen Winter gelernt hatten und die Lehrer mußten sich damit abfinden, daß bei dem Wiederbeginn des Unterrichtes sie bei ihren Schülern keine oder nur geringe Kenntnisse erwarten konnten. Immer wieder kam es vor, daß die Eltern schon im Februar ihre Kinder von der Schule fernhielten und zur Arbeit herangezo-

gen mit der Begründung, man müsse die Vögel fangen, wenn sie ziehen²².

Trotz aller Mängel hat doch die Tatsache, daß der gesamte Unterricht in deutscher Sprache erteilt wurde, den Kindern das Bewußtsein erhalten und gestärkt, daß sie Deutsche seien und bleiben sollten.

Die katholischen Gemeinden waren nicht in der glücklichen Lage, sich Lehrer aus Deutschland beschaffen zu können, und die ihnen zugesandten Priester waren in den ersten Jahrzehnten ausschließlich Nichtdeutsche, die auch die Muttersprache ihrer Kirchenkinder nicht beherrschten. So blieb es denn zumeist dem elterlichen Beispiele und Einfluß überlassen, daß den Kindern das Deutschein festgeprägte Lebensform wurde und blieb. Sobald jedoch Priester deutscher Abstammung oder deutscher Bildung in die Dobrudscha kamen, haben sie sich der Jugend ihrer Gemeinden auch in dieser Beziehung angenommen.

Aus ihrer festen Verbundenheit mit dem deutschen Volke haben die Dobrudschadeutschen gelegentlich staatsrechtliche Folgen abgeleitet, die nicht zutrafen, wie denn im Jahre 1858 der von einer Gruppe an den preußischen Konsul in Galatz gerichtete Brief unterschrieben wurde: »Also verbleiben wir Ihre preisischen Untertanen«²³. Und sie werden ein geringes Verständnis dafür aufgebracht haben, als späterhin eine von ihnen der deutschen Gesandtschaft in Bukarest unterbreitete Bitte, zu ihren Gunsten bei der rumänischen Regierung vorsprechen zu wollen, in amtlicher Korrektheit mit der Begründung abgelehnt wurde, man könne für sie als rumänische Staatsbürger nicht intervenieren²⁴.

Denn als die Dobrudscha im Jahre 1878 ein Teil Rumäniens wurde, gestalteten sich die Dinge ganz anders. Nun war die Zeit vorbei, in der sie gewissermaßen am Rande des Staates hatten leben können, der sie beherrschte. Jetzt wurden sie vollberechtigte Bürger des neuen Staates mit allen Rechten, aber auch allen Pflichten, die sich aus dieser Stellung ergaben. Das Recht, Grund und Boden zu erwerben und zu besitzen, wurde ihnen vom Staate gewährleistet; dafür mußten sie die Pflicht auf sich nehmen, daß ihre Jungmannschaft im rumänischen Heere Dienst zu leisten habe. Um sich hier bewähren zu können, mußte der junge Deutsche die Staatsprache gründlich beherrschen. Dies aber bedeutete, daß die bisherige Struktur ihrer Schulen eine ganz andere werden müsse. Und dies umso mehr, als der Staat die gesamte Gestaltung des Schulwesens in seine Hände nahm und die allgemeine Schulpflicht einführte. So lernten sie den Staat in

²² Louis Horu, *Die deutsche Schule in Atmadscha in der Dobrudscha*. In: Johann Paul, *Die deutschen Schulen im Auslande, ihre Geschichte und Statistik*. 1885. S. 85ff.

²³ Träger, *Die Deutschen* S. 72f.

²⁴ Träger, ebenda S. 62.

erster Linie als einen Fordernden kennen und so mußte eine klare Stellung ihm gegenüber bezogen werden. Es ging dabei um die Frage, wie man als vollbewußter Deutscher zugleich Bürger eines anderssprachigen Staates sein könne. Diese Frage war bisher noch niemals an sie herangetreten; nun aber mußte sie unter allen Umständen beantwortet werden. Dazu kam, daß diese Beantwortung ihnen dadurch nicht leichter gemacht wurde, als ihnen der neue Staat zumeist in der Gestalt untergeordneter Beamter entgegentrat, die nur ein geringes Verständnis dafür besaßen, daß es Staatsbürger geben könne nicht nur anderen Blutes, sondern auch anderer Sprache und die den neuen Verhältnissen gegenüber sich recht zurückhaltend verhielten. Das Unglück wollte, daß die einzelnen Dörfer fast ohne jeden Zusammenhang nebeneinander herlebten und jedes einzelne Dorf mit diesen Fragen und Nöten allein fertig werden mußte.

An und für sich wäre es den Dobrudschadeutschen möglich gewesen, eigene Schulen mit deutscher Unterrichtssprache zu errichten, in denen selbstverständlich für die Erlernung der Staatssprache genügend Raum zu lassen war. Diese deutschen Privatschulen hätten in jeder Hinsicht den Anforderungen genügen müssen, welche der Staat in bezug auf Bau und Ausstattung der Schulhäuser, Lehrplan und Vorbildung des Lehrpersonals stellte; dazu wären sehr erhebliche Mittel notwendig gewesen, welche den Dobrudschadeutschen nicht zur Verfügung standen. So kam es denn, daß der Staat in den ersten Jahren nach der Besitzergreifung überall seine Schulen einrichtete, die jedes Kind pflichtmäßig zu besuchen hatte; den Eltern stand also nicht mehr das Recht zu, ihre Kinder nach eigenem Gutdünken zur Arbeit heranzuziehen. Die Kinder traten in die Unterstufe einer Schule ein, in der in einer Sprache unterrichtet wurde, von der sie kein Sterbenswörtchen verstanden, und die Lehrer konnten ihren Zöglingen auch nicht das geringste in deren Muttersprache erklären. In den größeren Dörfern wurden späterhin Kindergärten eingerichtet; was die Kinder dort lernten, verstanden sie zumeist garnicht.

Was sollte unter diesen Umständen aus dem Unterricht in Religion und Muttersprache werden? Es bestand für die Dobrudschadeutschen nicht der geringste Zweifel, daß ein solcher unter allen Umständen erhalten bleiben müsse. Es kam schließlich zu einer Notlösung mit allen Kennzeichen einer solchen. Es wurde den Dobrudschadeutschen gestattet, durch einen von ihnen anzustellenden und zu bezahlenden Lehrer nach beendetem Unterricht in der Schule täglich ein bis zwei Stunden Religion und Deutsch lehren zu lassen; für diesen zusätzlichen Unterricht gab es allerdings keine Schulpflicht. Er bedeutete für die Kinder insofern eine große Belastung, als sie diesen zusätzlichen Unterricht erhielten, wenn sie bereits von dem Unter-

richt in der Staatsschule ermüdet waren. Bei diesen Verhältnissen konnten die Ergebnisse nur beschränkt sein und mancher Dobrudschadeutsche ist daher mit der deutschen Rechtschreibung immer auf dem Kriegsfuße geblieben. Manche konnten ihren Namen nur nach rumänischer Art schreiben²⁵. Aber dies waren nur Randerscheinungen, erklärlich durch den Zwang der Verhältnisse, die jedoch den eigentlichen Kern nicht berührten. Denn die Dobrudschadeutschen haben »zäh und verbissen an ihrem Deutschtum festgehalten und sich ihre alten Sitten und ihr Brauchtum bewahrt. Sie treten als Deutsche auf und sind jederzeit als Deutsche kenntlich.« Dies ist ihnen in dem Schlußbericht über die vollzogene Umsiedlung bescheinigt worden²⁶.

Als weitere Hemmung kam ein verhältnismäßig häufiger Lehrerwechsel hinzu. Die Anstellungen galten jeweils nur für ein Jahr; eine allgemein verpflichtende Gehaltsskala gab es nicht; es blieb alles der freien Vereinbarung überlassen. Da nun der Lehrer darauf bedacht sein mußte, sich und seiner Familie ausreichende Lebensmöglichkeit zu schaffen und die Bauern es möglichst billig haben wollten, so kam es alljährlich zu neuen Verhandlungen, wobei um die Höhe des zu zahlenden »Lohnes« gestritten wurde, und wer je eine Gemeindeversammlung in der Dobrudscha mitgemacht hat, weiß, daß es Stunden um Stunden dauerte, bis ein Ergebnis erreicht wurde und es konnte vorkommen, daß am nächsten Tage dieser oder jener plötzlich erklärte, er sei mit dem gefaßten Beschlüsse nicht »einig«. So wurde mit viel Zeit- und Stimmaufwand alljährlich der Lehrer »gedungen«. Aber letztlich ist es doch nicht nur das materielle Interesse gewesen, daß die Anstellungsverhandlungen zumeist so umständlich verliefen — der Lehrer war in den evangelischen Gemeinden zugleich der Vertreter des Geistlichen, in dessen Auftrage er allsonntäglich Lesegottesdienste zu halten und auch mancherlei Amtshandlungen zu vollziehen hatte. Insofern wurde an die Person des anzustellenden Lehrers ein besonderer Maßstab angelegt. Schließlich war die Lehrerwahl eine von den ganz wenigen Angelegenheiten, für die es noch ein Selbstbestimmungsrecht gab. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß mancher Lehrer eine ganze Reihe von Jahren hindurch in ein und derselben Lehrstelle tätig gewesen ist, daß also die alljährlichen Verhandlungen zu beiderseitiger Zufriedenheit abgelaufen sind.

²⁵ Träger, ebenda S. 164.

²⁶ Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1956. S. 75.

In den letzten Jahren vor der Umsiedelung setzte sich immer stärker der Gedanke durch, eigene deutschsprachige Schulen zu errichten. Ihn hat die Gemeinde Kobadin im Jahre 1939 noch zur Tat werden lassen. Rund ein Jahrzehnt vorher war von katholischer Seite mit vollem Recht geklagt worden, daß der Staat seiner von ihm selbst gesetzlich festgelegten Verpflichtung nicht nachkomme, »wonach in Gemeinden, in denen 200% der Kinder einer anderen als der rumänischen Sprache angehören, in der Staatsschule mit der Sprache der Minderheit zu unterrichten sind mit vom Staate besoldeten Lehrkräften«. Da nun der Staat seiner Verpflichtung nicht nachkomme, so könne man nur durch Errichtung von Privatschulen, denen der Staat das Öffentlichkeitsrecht zu erteilen habe, zu einem rechten deutschen Schulwesen kommen. Hierzu gäbe nicht nur das Schulgesetz die Möglichkeit, sondern es sei der katholischen Kirche im Konkordat ausdrücklich das Recht zur Errichtung und Erhaltung konfessioneller Schulen eingeräumt worden. Allein hierzu seien die notwendigen und sehr beträchtlichen Mittel nicht vorhanden.

Wäre die Entwicklung des Dobrudschadeutschtums durch den zweiten Weltkrieg und die Umsiedelung nicht abgebrochen worden, so wären mindestens in den größeren Dörfern beider Konfessionen deutsche Gemeindeschulen errichtet worden. Ansätze dazu waren in verschiedenen Orten bereits festzustellen und es wird Gelegenheit sein, hierauf in unserer Darstellung hinzuweisen. Wunsch und Wille, ein eigenes Schulsystem anzubauen, können als ehrliches Bekenntnis der Zugehörigkeit zum deutschen Volke gewertet werden.

Der im August 1913 zu Bukarest abgeschlossene Friede, welcher den zweiten Balkankrieg beendete, erweiterte die Dobrudscha nach Süden hin, und mit dem dadurch erreichten Bevölkerungszuwachs mehrte sich auch die Zahl der Deutschen, da in dem neuerworbenen Landesteil es je eine evangelische und eine katholische Gemeinde gab.

Nach Beendigung des ersten Weltkrieges vergrößerte sich Rumänien um das Dreifache seines bisherigen Umfangs und die Bewohnerzahl stieg von 7 Millionen auf deren 18. Unter diesen befanden sich rund 800 000 Deutsche, die sich allerdings auf die 4 verschiedenen Landesteile verteilten, die in das bisherige Königreich eingegliedert wurden: Siebenbürgen, Bessarabien, die Bukowina und das Banat. In diesen allen waren die Deutschen bodenständig. Trotz der Verschiedenheit in Abstammung und Geschichte und trotz der Verteilung auf die verschiedenen Provinzen kam es zu einem Zusammenschluß in dem »Verband der Deutschen in Großrumänien«. In enger Verbindung damit bildete sich im Jahre 1922 der »Verband rumänischer Staatsbürger deutscher Abstammung in der Dobrudscha«, der zwei

Jahre später die Rechte einer juristischen Person erhielt. Aber viel zu lange waren die Dobrudschadeutschen auf sich selbst angewiesen gewesen und hatten allein durch eigene Kraft mit allen Schwierigkeiten fertig werden müssen, als daß dieser Zusammenschluß sich sofort günstig hätte auswirken können. Bei der dem Bauern eigentümlichen vorsichtigen Art standen die älteren Dobrudschadeutschen unbeschadet ihres persönlichen Deutschempfindens dieser politisch-völkischen Neuerscheinung zurückhaltend gegenüber. Dazu kam, daß von allen in Rumänien befindlichen Volksgruppen das Dobrudschadeutschtum zahlenmäßig am schwächsten war; während die übrigen Volksgruppen die Möglichkeit hatten, aus ihren Reihen Vertreter in das Parlament zu entsenden, war dies leider in der Dobrudscha nicht der Fall, zumal die hier lebenden Deutschen auf zwei Wahlkreise verteilt waren und ihre Stimmenanzahl daher nicht in das Gewicht fiel. Und die parlamentarischen Vertreter der übrigen Siedlungsgebiete nahmen kaum Notiz von ihnen. Wenn daher in jenen Jahren ein längerer Aufsatz die »Isolierung der katholischen Deutschen in der Dobrudscha« beklagte, so kann dies im Wesentlichen auch für die evangelischen Deutschen gelten²⁷.

Von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung war es, daß im Jahre 1919 die Grenzen nach Bessarabien zu fielen; alte Beziehungen zu Familie und Freundschaft wurden wieder gepflegt und es setzte ein lebhafter Verkehr herüber und hinüber ein; die Zahl der Dobrudschadeutschen mehrte sich durch Zuwanderung; evangelische Pfarrer und Lehrer wurden von dort berufen. Bessarabisches Schrifttum, besonders Kalender hielten und vertieften die gegenseitigen Beziehungen.

Mit besonderer Freude wurde es immer begrüßt, daß in den letzten zwei Jahrzehnten bis zur Umsiedelung Einzelreisende und Jugendgruppen aus Deutschland den Weg in die Dobrudscha und zu den hier lebenden Volksgenossen fanden, ein Beweis dafür, daß man ihrer in der großen deutschen Öffentlichkeit gern gedachte. Besondere Beziehungen bildeten sich zum Landesverband Hessen des Vereins für das Deutschtum im Auslande, dem die Dobrudscha als Betreuungsgebiet zugewiesen war. Er stellte Gelder zur Aufbesserung der Lehrergehälter und zur Ausgestaltung des Deutschunterrichtes zur Verfügung; manche Pfarrer und Lehrer konnten nach Deutschland reisen und dort an pädagogischen Fortbildungskursen teilnehmen, wozu der Verband die Kosten trug.

*

²⁷ Josef Schubert, *Die Isolierung des katholischen Auslandsdeutschtums in der Dobrudscha*. Jn: Jahrbuch für das katholische Auslandsdeutschtum. Münster 1930. S. 243 ff.

Weder der Zwang, die Staatsschule zu besuchen, die den Kindern den gesamten Wissensstoff in rumänischer Sprache und vom rumänischen Standpunkt aus darbot, noch die im Heeresdienst zugebrachten Jahre, fast ausschließlich auf rumänische Kameraden angewiesen, haben der völkischen Besonderheit der Dobrudschadeutschen Abbruch getan. Völkische Disziplin war es, daß sie dem Ruf zur Umsiedelung gehorchten und das schwere Opfer brachten, sich von Haus und Hof zu trennen und die Stätten zu verlassen, wo die Väter und dann sie selbst im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet hatten. Es kann daher nur als eine von Unverstand und sträflichem Hochmut eingegebene Kränkung beurteilt werden, daß die Dobrudschadeutschen ungefähr zwei Jahre hindurch in Lagern festgehalten wurden, in denen sie auf rassische Reinheit und völkische Zuverlässigkeit geprüft werden sollten! Viele der Dobrudschadeutschen, die späterhin in die deutsche Wehrmacht eingereiht wurden, haben auf den verschiedenen Schlachtfeldern ihr Leben für Deutschland gelassen. Als dann endlich die Ansiedelung im Warthegau und im Protektorat durchgeführt wurde, erfolgte sie ohne Rücksicht auf Familienverbindungen und frühere Ortsgemeinschaft.

*

Seit der im Jahre 1878 erfolgten Eingliederung der Dobrudscha in den rumänischen Staat bis zur Umsiedelung im Herbst 1940 waren rund 60 Jahre verflossen. Während dieser Zeit sind in dem Dobrudschadeutschtum mehrere Geschlechterfolgen herangewachsen und mit den Verhältnissen vertraut geworden, die ihre Väter und Voreltern einstmals vor eine ganz unerwartete und daher fremdartige Lage gestellt haben. Diese hatte sich aus dem Gang der Geschichte ergeben, gegen den nicht nur der Einzelne, sondern auch menschliche Gemeinschaften vergeblich sich anstemen. Aber die Verbundenheit mit dem Boden, an den soviel Fleiß und Mühe verwendet worden war, der berechtigte Stolz, mit dem man auf die selbstgeschaffenen Höfe und Dörfer hinweisen konnte sowie die Gewißheit, daß der allmächtige Gott auch im Gange der Völkergeschichte wirksam ist und durch ihn neue Aufgaben stellt, haben jenes Denken und Empfinden geschaffen, dem nachstehende Verse Ausdruck geben:

Der deutsche Dobrudschaner denkt,
wenn er aufs Feld die Schritte lenkt:
Hier ist mein lieber Heimatort —
von hier möcht' ich auch niemals fort.
Doch wird zu pflegen er nicht müd'
auch deutsche Sitte, deutsches Lied;

der deutschen Muttersprache Laut —
so lieblich klingt er ihm, so traut.
Und weil ein zweites Vaterland
er in Rumänien einst fand,
so ist, als echter deutscher Mann
er diesem auch treu zugetan.
Wer deutsch gesinnt, der ist auch treu,
wes Landes Bürger er auch sei,
wenn er die Mahnung nicht vergißt:
Gedenk, daß Du ein Deutscher bist!
Doch an die alte Heimat fern
denkt er als Deutscher auch so gern,
an seine Brüder in dem Land,
wo seiner Ahnen Wiege stand.

Johann Straub

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit welcher die Dobrudscha-deutschen ihre angestammte Art bewahrt haben, haben sie sich auch zu der ihnen vererbten Form des Christentums bekannt. Sie waren konfessionell gespalten; ein Viertel von ihnen war römisch-katholisch; drei Viertel gehörten der evangelischen Kirche an, jedoch mit der Einschränkung, daß von diesen sich Baptisten, deren Zahl im Jahre 1935 mit 1422 errechnet worden ist, wie auch leventisten abgesplittert haben. Letztere waren nur in dem zu Konstanza gehörigen Vorort »Neue Weingärten« zu finden. Zu ihnen gehörten im gleichen Jahre 1935 139 Personen. — Katholiken und Evangelische wohnten räumlich voneinander getrennt in verschiedenen Dörfern. Erst in den letzten Jahren vor der Umsiedelung gab es, doch nur in der Umgebung von Konstanza und gelockt durch die Erwerbsmöglichkeiten, welche die Hafenstadt und die in ihr sich entwickelnde Industrie boten, deutsche Siedlungen mit gemischt-konfessioneller Bevölkerung. Das Verhältnis zwischen den Katholiken und den Evangelischen war ein friedlich-schiedliches Nebeneinander; zu den Baptisten bildete sich gelegentlich ein gespanntes Verhältnis heraus, wodurch der Friede der Dorfgemeinschaft in Frage gestellt wurde, zumal da hin und wieder persönliche Gegensätze sich bemerkbar machten, was bei dem engen Zusammenwohnen in dem gleichen Orte sich kaum vermeiden ließ.

In den fast hundert Jahren der Geschichte des Dobrudschadeutschtums ist es, auch durch die räumliche Trennung bedingt, kaum zu einer konfessionellen Mischehe gekommen. Solche wurden nach Möglichkeit zwischen Evangelischen und Baptisten auch dadurch vermieden, daß der Übertritt des einen Teiles als Vorbedingung zum Verlöbniß gestellt wurde. Die Ehe sollte auch Bekenntnisgemeinschaft sein.

Diese Anschauung wurzelte in dem Ernst, mit dem alles, was Religion und religiöses Bekenntnis anbetraf, von den Dobrudschadeutschen behandelt wurde. »Die Religion sei ihr höchstes Gut; lieber würden sie über das Weltmeer gehen oder sterben als sich diese nehmen lassen.« So hat sich einstmals ein alter evangelischer Bauer einem aus Deutschland gekommenen Besucher gegenüber geäußert²⁸. Jrgendwelche Schwierigkeiten aus ihrem Bekenntnisstand sind den Dobrudschadeutschen weder in der Zeit der Türkenherrschaft noch von Seiten der rumänischen Regierung erwachsen. Es ist ihnen vielmehr von rumänischer Seite ausdrücklich bescheinigt worden, »sie seien in besonderer Weise religiös und die biblischen Lehren hätten einen großen Ernst, ja Strenge ausgeprägt, insonderheit den Lutherischen«²⁹.

Durch ihre religiöse Besonderheit grenzten sich Katholiken und Evangelische scharf gegen die andersgläubige und anderssprachige Umgebung ab. Das religiöse Bekenntnis wurde somit zu einem Schutzwall zur Bewahrung des Deutschthums. Die Katholiken hatten zudem aus ihrer Heimat eine kirchliche Disziplin mitgebracht, die sich auf die nachgeborenen Geschlechter vererbte, wie auch die Evangelischen in der Kirche den Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Lebens sahen.

Zu den Gründen, aus denen die Vorfahren der Dobrudschadeutschen, vornehmlich die schwäbischer Abkunft, einstmals ihre Heimat verlassen haben, gehörte auch eine besondere religiöse Einstellung pietistisch-mystischer Art. In den staatlichen Auswanderungslisten wurde diese als »religiöse Schwärmerei« bezeichnet²⁹. Eben weil sie um ihrer persönlichen religiösen Überzeugung willen aus ihrem Vaterland und aus ihrer Freundschaft ausgewandert waren in ein Land, das niemand kannte und in dem sie zunächst unter unsäglichen Mühen ihr Leben gänzlich neu aufbauen mußten (»der erste hat den Tod, der zweite leidet Not, der dritte hat das Brot«), so hat ihnen ihr Glaube allein die Kraft zum Durchhalten gegeben. Ihn haben sie auf Kind und Kindeskind vererbt. »Ganz offensichtlich war in der Dobrudscha der Einfluß der Religion auf die Einstellung und Haltung der

²⁸ Berthold Schwarz, *Vom deutschen Exil im Skytenland*. Erlebnisse, Klagen und Aufklärungen aus der Dobrudscha. Leipzig 1886. S. 88.

²⁹ Dobrogea a.a.O. S. 635.

Menschen,« so lautet das Urteil im Schlußbericht über die erfolgte Umsiedlung³⁰.

Jeder Fremde, der einmal Gelegenheit hatte, einem evangelischen oder katholischen Gottesdienste in der Dobrudscha beizuwohnen, hat einen starken Eindruck davon erhalten. Mochte es sich um stattliche Kirchen mit hochragenden Türmen oder um bescheidene Bethäuser handeln — wenn die Glocken riefen oder das Glöckchen bimmelte, dann füllten sich die Bänke bis auf den letzten Platz derart, daß die eine Seite der Bankreihen von den Männern und die andere von den Frauen eingenommen wurde, wobei jede Person ihren festen Platz hatte. Bei so starkem Besuche konnte es nicht Wunder nehmen, daß der gemeinsame Gesang voll und kräftig erklang. Die Choräle wurden insgesamt in dem gleichen langsamen Rhythmus gesungen, wobei es an sogenannten »Schleifen« nicht fehlte. Der Predigt, die nicht zu kurz sein durfte, folgten alle mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach beendetem Gottesdienste verließ zuerst die Jugend das Gotteshaus, dann folgten die Frauen, die bankweise hintereinander nach Hause gingen. Dann erst war die Reihe an den Männern, welche die gleiche Ordnung einhielten. »Nur wer einen kirchlichen Feiertag mitgemacht hat, kann wissen, wie tief Glaube, Religiosität und Frömmigkeit in den Herzen dieser deutschen Bauern eingewurzelt sind. Es ist eine Freude, einem Gottesdienst beizuwohnen. Die Gläubigen sind streng nach Geschlecht, Stand und Alter geschieden, so daß die Eltern auch selbst ihre erwachsenen Söhne und Töchter unter den Augen haben können. Die schul- und christenlehrepflichtige Jugend, die bei diesem gesunden Volke sehr zahlreich ist, wird von zwei sogenannten Kirchenvätern, deren Betstühle mitten unter den Kindern stehen, überwacht. Und welch tiefer Ernst und welche prächtige Ordnung herrschte nicht am Patronsbeste bei den zwei Prozessionen, von welchen eine vormittags nach dem feierlichen Hochamte dreimal um die Kirche und die andere nachmittags auf den Friedhof führte, wo im Beisein des ganzen Dorfes eine ergreifende Kreuzweihe abgehalten wurde! Könnten ihre Stammesgenossen im Elsaß, in Mittelbaden und in Württemberg einer solchen kirchlichen Feier zusehen und dabei die vom Gesangschor vorgetragenen Lieder und Weisen hören, so würden sie staunen, mit wie großer Gewissenhaftigkeit und Treue diese deutschen katholischen Bauern der Dobrudscha die Gewohnheiten ihrer alten Heimat bewahrt haben«³¹.

³⁰ Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1956, S. 70.

³¹ Raymund Netzhammer, *Aus Rumänien*. Streifzüge durch das Land und seine Geschichte. Bd. 2 Einsiedeln 1909. S. 240f.

Mit jeder Gründung einer neuen deutschen Siedlung war der Beginn gottesdienstlichen Lebens verbunden. Was von dem im Jahre 1890 entstandenen Dorfe Kobadin berichtet wird, daß vom ersten Sonntage an in den Wohnräumen Gottesdienst gehalten wurde, darf mit Fug und Recht auf alle deutschbewohnten Ortschaften übertragen werden³². An alten Predigtbüchern, die zum Teil noch aus der Heimat mitgebracht waren, mangelte es nicht und ein zum Vorlesen geeigneter Bauer fehlte auch nicht. So fanden sich denn immer wieder »treue gottesfürchtige Männer, welche ihre Glaubens- und Volksgenossen zum Guten und zur Gottesfurcht anhalten, indem sie in Ermangelung eines eigenen dazu berufenen Lehrers an jedem Sonntag Gottesdienst halten, dabei eine gute Predigt vorlesen und an manchen Orten auch nachmittags mit den Kindern Sonntagsschule halten, damit dieselben lesen, den Katechismus, die wichtigsten biblischen Geschichten und einige Bibelsprüche lernen«³³. Sobald es die Mittel irgendwie erlaubten, wurde ein Lehrer angestellt, dem auch die Abhaltung von Gottesdiensten zur Pflicht gemacht wurde. Doch wurde dies nur als Notbehelf angesehen; überall bestand das Bedürfnis nach seelsorgerlicher Betreuung durch einen Geistlichen. Die katholischen Gemeinden waren dabei in einer besseren Lage als die evangelischen, da sie bald nach ihrer Entstehung einer kirchlichen Obrigkeit unterstellt wurden, deren Aufsichtsgebiet sich über einen Teil Südosteuropas erstreckte. Allerdings mußten sie dabei in Kauf nehmen, daß man ihnen zunächst Priester zusandte, die der deutschen Sprache wenig oder gar nicht mächtig waren. Diese Lage änderte sich, als im Jahre 1883 zu Bukarest ein Erzbistum mit überwiegend deutschem Charakter gegründet wurde, dessen Inhaber seit dem Jahre 1894 zwei gebürtige Badener und ein Deutschschweizer waren. Einer von ihnen, Raymund Netzhammer, hat seinen Kirchenkindern in der Dobrudscha eine über die amtliche Verbundenheit weit hinausgehende Teilnahme bewiesen, wie auch diese Landschaft selbst seine wissenschaftlichen Interessen außerordentlich gefesselt hat. Viele Veröffentlichungen legen davon Zeugnis ab. In den Dienst dieses Erzbistums stellten sich verschiedene aus Oberschlesien stammende Priester, die zum großen Teil auch in der Dobrudscha angestellt wurden.

Viel schwieriger war anfänglich die Lage der evangelischen Gemeinden. In Südosteuropa gab es keine organisierte evangelische Kirche, die irgendwie hilfreiche Hand hätte reichen können. So waren sie zunächst ganz auf sich selbst angewiesen und erst im Jahre 1858 kamen sie durch eine freundliche Fügung in Verbindung mit dem evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin, dem bei seiner im Jahre 1850 erfolgten Gründung auch die Fürsorge

³² Otto Leyer, *Geschichte des deutschen Dorfes Kobadin*. S. 24.

³³ Willibald Teutschländer, *Geschichte der evangelischen Gemeinden in Rumänien*. Leipzig 1891. S. 240f.

für die im Auslande befindlichen Glaubensgenossen übertragen war. Diese Verbindung hat bis zur Beendigung des ersten Weltkrieges, also 60 Jahre hindurch bestanden. Durch sie war nicht nur die regelmäßige geistliche Versorgung sichergestellt — sie vermittelte auch bedeutende Beihilfen zur Aufrechterhaltung und Erweiterung des Gemeindelebens. Nach dem ersten Weltkriege wurden die evangelischen Gemeinden der Dobrudscha in die »Evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien« eingegliedert, die sich im Zusammenhange mit der Vergrößerung des Königreiches Rumänien gebildet hatte.

Für die katholischen Gemeinden war es auch ein Vorteil, daß ihrer nur wenige waren und daher ihre geistliche Betreuung nur einen geringen Aufwand an Personal erforderte. Sie waren in sich geschlossen und verhältnismäßig volkreich, daher auch in der Lage, ein Pfarramt zu bilden und zu erhalten. Die Zahl der Evangelischen verteilte sich auf verhältnismäßig viele Ortschaften, von denen zunächst kaum eine in der Lage war, für den Unterhalt eines Pfarrers aufzukommen. Um aber eine geregelte geistliche Bedienung ermöglichen zu können, mußten sie sich zu Kirchspielen zusammenschließen, wie sie dies aus Südrußland und Bessarabien bereits gewöhnt waren. Diese Ordnung der Dinge hatte allerdings den Nachteil, daß der Geistliche seine Zeit und Kraft auf verschiedene Gemeinden verteilen mußte. Die Fahrten von einem Ort zum andern zu jeder Jahreszeit und bei schlechten Wegen bedeuteten große Anstrengungen; bei andauerndem Regen oder tiefem Schnee war es oft nicht möglich, die vorgesehenen Besuche in den einzelnen Gemeinden durchzuführen. Es war daher ein nicht zu unterschätzender Vorteil, daß durch Vermittlung des Oberkirchenrates zuerst aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg und später aus den zu Neinstädt am Harz befindlichen Anstalten der Inneren Mission Diakonen als Lehrer und Pfarrgehilfen entsandt wurden, die nicht von den Gemeinden angestellt waren, daher auch von ihnen nicht entlassen werden konnten. Wie sehr die katholischen Dobrudschadeutschen in Bezug auf seelsorgerliche Betreuung besser gestellt waren als die evangelischen, beweist die Tatsache, daß erstere, im Jahre 1930 auf 3550 Seelen geschätzt, auf neun verschiedene Dörfer bei einer Gesamtlinie von 150 Kilometern verteilt waren, in denen 6 Priester wirkten, während die Evangelischen zu gleicher Zeit 10 bis 12 00 Seelen zählten, die in 24 Ortschaften in einer Gesamtlinie von 160 Kilometern zerstreut und erst in den allerletzten Jahren in vier Kirchspiele mit 4 Pfarrern zusammengefaßt waren.

Der so lebhaft religiöse Sinn der Dobrudschadeutschen konnte sich nicht an den sonntäglichen Gottesdiensten genügen lassen; in den katholischen Gemeinden bildeten sich Marienbruderschaften und in den evangelischen Gemeinden süddeutscher Herkunft gab es als Vätererbe die »Stunden«, zu denen sich zwei- oder dreimal in der Woche zu abendlicher Stunde verschiedene Gruppen von »Brüdern und Schwestern« in einem Privathause zusammenfanden, um gemeinsam zu beten, zu singen und an einer Aussprache sich zu beteiligen, welche im Anschluß an die vom Leiter der Versammlung gehaltene Schriftauslegung stattfand. Diese ging von einem Abschnitt der Bibel aus, auf den bei zufälligem Aufschlagen der Blick fiel. Außerdem war noch das in pietistischen Kreisen Württembergs sehr geschätzte »geisiliche Liederkästlein« von Hiller (1699–1769) in Gebrauch.

Fast alljährlich gab es hin und her in den verschiedenen Dörfern ein Treffen der Stundenbrüder, in denen sie sich erneut ihrer Gemeinschaft bewußt wurden. Solche Zusammenkünfte fanden zumeist in Verbindung mit irgendwelchen Feiern wie Kirchweihen und Ortsjubiläen statt, die für das Leben der Dobrudschadeutschen wichtig und bedeutsam waren. Je mehr die Zeit vorschritt, desto häufiger kam es zu solchen Feiern und nur die Umsiedelung hat es verhindert, daß die erste Hundertjahrfeier hat stattfinden können.

Schlichter Christenglaube hat sich vielen Dobrudschadeutschen als die Kraft erwiesen, geduldig in Trübsal zu bleiben und auf die Hilfe des Herrn zu warten. »Einer der Ältesten, der in der Verbannung (1916—1918) am schwersten zu tragen hatte und nachher von ähnlichem Schicksal betroffen wurde wie Hiob, ein Mann, dessen Gestalt wohl gebeugt ist, dessen Geist aber sich nicht beugen läßt, sagte: Gott legt mir schwere Lasten auf, damit ich das Tragen nicht verlerne«³⁴.

Wenn ein Leben, geführt in harter Arbeit, aber getragen von starkem Gottvertrauen, seinem Ende sich zuneigte, dann war den Altgewordenen eine reine Abgeklärtheit geschenkt. »Es gab damals eine stattliche Anzahl alter Leute in den Dörfern, Urgroßväter und noch mehr Urgroßmütter, in deren Gesellschaft wir manche tiefempfundene Stunde verbracht haben. Hier trat uns zuerst das tiefe Gefühl des Volkes entgegen, daß der Tod die letzte und größte Ordnung Gottes sei und daß es gut sei zu sterben. In den kleinen Stuben der Leute, an ihrem stillen Lager versank die lärmende Welt. Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Diese Sehnsucht leuchtete in jenen alten Herzen bisweilen in wunderbarer Weise auf; sie wußten zu reden von Gnade und Hoffnung. Wir haben gerne an diesen Betten gestanden. Wir streiften den Staub von der Seele, durften schweigen

³⁴ Leyer a.a.O. S. 24.

und hören. Es war, als höre man ein Geläute ferner Glocken, es war, als sähe man die Morgenröte, die einen neuen Tag ankündigt. Das waren die feierlichsten Stunden, die wir erlebten. Wer für den Glauben einer Rechtfertigung bedarf, lasse ihn reden aus dem Munde der Alten, wenn sie sich anschicken zu sterben«³⁵.

ENTWURF

³⁵ Erich Darsow, *Dobrukschaerinnerungen*. In: Bukarester Gemeindeblatt 1929. S. 200.

Zweiter Teil

Unter türkischer Herrschaft 1841 — 1878

I.

Von der ersten bis zur zweiten Einwanderung 1841-1872

Eine durch Landmangel verursachte Notlage, die durch wirtschaftliche Rückschläge mannigfacher Art wie Fehlernten, Viehsterben und Heuschreckenplage sich bedeutend verschärft hatte, zwang vom Jahre 1841 an zahlreiche deutsche Bauern, meist jüngeren Alters, ihre in Bessarabien und im Gouvernement Cherson gelegenen Wohnsitze zu verlassen und sich auf die Wanderschaft zu begeben, um Land zu suchen, ohne allerdings zunächst zu wissen, wo solches zu finden sei³⁶. Da es sich also nicht um eine behördlich gelenkte und daher auch planmäßig durchgeführte Umsiedelung handelte, so bildeten sich, je nachdem es die Lage in den einzelnen Dörfern mit sich brachte, besondere Wandergruppen, die selbständig auszogen. Daher ist unsere Kenntnis von diesen Wanderzügen recht lückenhaft; wir sind auf Eintragungen in Kirchenbüchern und einige wenige Notizen in Zeitungen angewiesen; nur ganz gelegentlich finden sich in konsularischen Berichten und in den Papieren einiger Dobrudschadeutscher Hinweise auf die Wanderwege und die dabei berührten Ortschaften. Soviel können wir wenigstens feststellen, daß aus mindestens vierzehn Dörfern der erwähnten Provinzen in größerer oder kleinerer Zahl Familien in westlicher Richtung fortgezogen sind. Es ist uns auch möglich, sieben größere Wandergruppen wenigstens teilweise auf ihren Wegen zu begleiten. Zwei von ihnen glaubten in der Nähe von Bukarest das Gefundene zu haben, was sie suchten; wir dürfen dies wohl der Tatsache entnehmen, daß sie dem einen von ihnen bewohnten Dorfe den Namen »Freudenhain« gegeben haben. Eine dritte Gruppe, die aus etwa achtzig Familien bestanden haben soll, ließ sich unweit von Ploesti nieder; sie schien gleichfalls mit der von ihr getroffenen Wahl zufrieden gewesen zu sein; sonst hätten sie ihren Wohnort wohl nicht

³⁶ Vgl. meine Arbeit: *Die ersten Einwanderungen deutscher Bauern aus Bessarabien und Südrußland in die Dobrudscha*. In: *Südostforschungen VII*, München 1942, S. 137ff. Träger a.a.O. S. 40ff.

»Blumendorf« benannt und mit dem dortigen Gutsbesitzer einen Vertrag abgeschlossen, der für »ewige Zeiten« gültig sein sollte. In ihm handelte es sich um die Erbauung von Kirche, Schule und Pfarrhaus sowie um laufende Zuschüsse zu den Gehältern des Pfarrers und des Lehrers. Denn diese Bauern hatten sich mit den in Ploesti ansässigen Glaubensgenossen zu einer Kirchengemeinde zusammengeschlossen und auch bereits einen aus Siebenbürgen stammenden Pfarrer angestellt³⁷. Eine vierte Gruppe hat sich einige Jahre hindurch in der Nähe von Jassy aufgehalten. Eine fünfte hat ihre Wanderungen bis nach Serbien ausgedehnt.

Nur zwei Gruppen haben sich sofort in die Dobrudscha und zwar in deren nördlichen Teil gewandt. Die eine wählte sich das von Türken bewohnte Dorf Acpunar zum Wohnsitz und die andere, aus Katholiken bestehend, gründete, nachdem sie erfolglos die Moldau durchzogen hatte, im Juli 1843 sieben Kilometer östlich der an der Donau gelegenen Bezirkshauptstadt Tultscha das Dorf Malkotsch »Die Gegend, welche die Kolonisten sich als zukünftige Heimat ausgesucht hatten, war wildes ungepflegtes Waldgebiet und in mühevoller ungewohnter Arbeit mußten sie erst die alten Stämme roden und den Boden richten«³⁸. An den Bau von Wohnungen war zunächst nicht zu denken; man hauste in Erdbuden (Bordee), bei denen der Wohnraum ganz oder zur Hälfte in der Erde steckte und nur das Dach über den Boden hinausragte (Abb. 4).

Nicht allzulange nach dieser ersten deutschen Dorfgründung in der Dobrudscha traf in Tultscha jene Wandergruppe ein, die bis nach Serbien gezogen war, aber dort nicht gefunden hatte, wonach sie Ausschau gehalten. Diese Gruppe soll aus 28 Familien mit 134 Seelen bestanden haben. Es ist möglich, daß sie in Tultscha einige bereits dort ansässige deutschstämmige Familien vorfand, mit denen sie sich zu einer Kirchengemeinde zusammenschloss. Diese Zuwanderer waren durchwegs Katholiken. Der damals auch für die Dobrudscha zuständige apostolische Administrator der Walachei, Bischof Joseph Malojani, konnte ihnen schon im Jahre 1844 den aus Polen gebürtigen Priester Celestin Willym, der die deutsche Sprache vollkommen beherrschte, als Geistlichen zusenden. »Sein Wirken dauerte aber nur sechs Monate. Dann wurde er von der russischen Behörde, zu welcher damals gerade die Stadt gehörte, ohne Grund und ohne Berechtigung als polnischer Spion verhaftet, nach sechzehnmonatiger Gefangenschaft zum Tode

³⁷ Hans Durler, *Geschichte der evangelisch-deutschen Kirchengemeinde A. B. von Ploesti* (Rumänien). Ploesti 1942, S. 16ff.

³⁸ Karl Starke, *Das Deutschtum innerhalb des römisch-kath. Erzbistums Bukarest von den Anfängen bis zur Gegenwart* Jn: Festbuch des Reichsverbandes für das katholische Deutschtum im Ausland. Berlin 1939. Sonderdruck S. 35.

verurteilt, vor der Vollstreckung des Urteils aber vom Zaren begnadigt«³⁹.

Die Deutschen, die nun dauernd in Tultscha verblieben, hatten mit ihren Häusern sich eine eigene Straße geschaffen, welche, auch als sie längst einen rumänischen Namen erhalten hatte, im Volksmunde immer noch die »deutsche Gasse« hieß⁴⁰. »Die Wohnungen sind lauter einstöckige, aus Erde zusammengeknetete, schilfbedeckte Hütten mit möglichst kleinen Fenstern, in denen das Glas eine Seltenheit bildet«⁴¹. So stellte sich diese Straße im Jahre 1858 einem deutschen Reisenden dar.

In eines dieser bescheidenen Häuser zog der im Januar 1847 zur vorläufigen Dienstleistung nach Tultscha entsandte Priester Georg Caragê, bulgarischer Abstammung, ein und hielt daselbst auch Gottesdienst. Als im Herbst 1848 der Nachfolger des Bischofs Malojani, Bischof Parsi zu kanonischem Besuche nach Tultscha kam und das Unwürdige dieses Zustandes feststellte, kaufte er auf eigene Rechnung ein Haus für Wohnung und Kapelle; diese erhielt im November des gleichen Jahres ihre Weihe. Unter den 187 Seelen, welche dieser Priester zu betreuen hatte, befanden sich im Jahre 1851 120 Deutsche. Um ihretwillen hat er die deutsche Sprache soweit erlernt, daß er eine kleine Schule eröffnen konnte⁴².

Inzwischen hatten sich die bei Bukarest, Ploesti und Jassy gebildeten Dorfgemeinschaften wieder aufgelöst. Welche Gründe dafür maßgebend waren und warum die vertraglich ausgemachten »ewigen Zeiten« auf drei Jahre verkürzt worden sind, läßt sich heute mit Sicherheit nicht mehr ausmachen. Man zog insgesamt in die Gegend von Braila, wo der Gouverneur dieses Bezirkes, Oberst Arnold von Jakobson⁴³, ihnen eine Niederlassung ermöglichte, die ihm zu Ehren Jakobsonstal benannt wurde. Diese Siedlung lag aber unweit des Zusammenflusses von Sereth und Donau und war daher häufig Überschwemmungen ausgesetzt, die manchmal sogar den ganzen Ort nicht nur ernstlich bedrohten, sondern auch die nur aus Lehm gebauten Häuser zum Einsturz brachten. Trotzdem hat sich Jakobsonstal bis zu der im Herbst 1940 erfolgten Umsiedelung als ein allerdings nur schwach bevölkertes deutsches Dorf erhalten⁴⁴. Die Bewohnerschaft hat durch Zuzug und Abwanderung ständig gewechselt. Die ersten, welche Jakobsonstal wieder verließen, zogen nach Acpunar. Dies geschah im Jahre

³⁹ Diese Fußnote existiert im Original bei Petri nicht.

⁴⁰ Träger a.a.O. S. 43. Bild dazu S. 42.

⁴¹ Wilhelm Hamm, *Südöstliche Steppen und Städte*. Frankfurt (Main) 1862. S. 48.

⁴² Diese Fußnote existiert im Original bei Petri nicht.

⁴³ Über Oberst von Jakobson vgl. meinen Aufsatz: *Der Gründer von Jakobsonstal* In: Deutscher Kalender für Rumänien. Bukarest 1936. S. 92f.

⁴⁴ Bernhard Capesius, *Versprengtes Deutschtum*. In: Deutscher Kalender für Rumänien. Bukarest 1938, S. 34ff.

1846.

Zwei Jahre darauf, im Sommer 1848, wurde auch die Siedelung Acpunar aufgegeben; man habe es mit den dortigen Türken nicht mehr aushalten können, so wurde noch nach langen Jahrzehnten erzählt⁴⁵. Es ging ostwärts weiter in den dichten Wald, wo man unter sich war. Wie sich aus den Kirchenregistern ergibt, handelte es sich dabei um 35 Familien. Auch hier war die Arbeit des Rodens und Urbarmachens mühselig und beschwerlich und wie in Malkotsch mußte man sich mit der bescheidensten Lebenshaltung begnügen. Man brannte Holzkohlen und tauschte dafür in ziemlich entlegenen Dörfern Mehl ein; späterhin ließen sich die Baumstämme in Sulina für Dammbauten an der Donaumündung vorteilhaft verkaufen⁴⁶. Aber es war dies »jene traurige Art von Holznutzung, die zur Ausrottung der Wälder führen müßte, wenn die Beschränktheit des Absatzes von Stammholz der Verwüstung nicht Grenzen setzte«⁴⁷. Aber der gleichzeitig betriebene Ackerbau fing allmählich an, seinen Mann zu ernähren und wenn der in Galatz wohnhafte preußische Konsul König nach einem der Gemeinde Atmadscha im Frühjahr 1852 abgestatteten Besuche von den dortigen Bauern schrieb: »Sie, die vor vier Jahren von allem entblößt hier ankamen, haben jetzt Haus und Hof, einen reichlichen Viehstand und schon fangen sie an, einen Teil des geernteten Getreides zu verkaufen«⁴⁸, so gilt dies auch für die Bewohner von Malkotsch. Denn diese hatten guten Feldbau, wie der Geograph Peters im Sommer 1864 feststellte.⁴⁹

Wenn wir aber in diesem konsularischen Bericht den Satz lesen: »Im Allgemeinen sind die in den Ländern an der unteren Donau ansässigen Deutschen sehr verwildert und zu Streitigkeiten geneigt«, so haben wir in diesem Urteil wohl das bedauerliche Ergebnis des jahrelangen und unruhigen Wanderlebens, das keine rechte und feste Ordnung aufkommen ließ. Namen wie Blumendorf und Freudenhain lassen vermuten, daß man mit großen Hoffnungen sich dort niedergelassen hat, aber dann recht enttäuscht und verbittert war, als die Wirklichkeit anders aussah als die Wunschträume. So werden Zank und Streit entstanden sein, die schließlich zu dem Abzuge der Kolonisten nötigten. Umsomehr muß anerkannt werden, daß überall versucht wurde, das Zusammenleben dadurch nach Möglichkeit zu regeln, indem für religiöse Betreuung und Schulung der Kinder gesorgt wurde. In Blumendorf hatte man bereits einen Pfarrer angestellt und die

⁴⁵ Träger, a.a.O. S. 41.

⁴⁶ Träger a.a.O. S. 53.

⁴⁷ Karl Peters, *Reisebriefe eines deutschen Naturforschers*. In: Österreichische Revue, Wien 1866. Heft 8. S. 235.

⁴⁸ Geh. Staatsarchiv Berlin. Rep. 81. Konstantinopel XI 50.

⁴⁹ Peters, *Reisebriefe*, S. 49.

Bewohner von Jakobsonstal freuten sich, als ein nach Südrußland reisender Schweizer Pfarrer auf Veranlassung des Oberst von Jakobson ihnen einen Gottesdienst hielt⁵⁰. Aus Acpunar richtete man an den in Konstantinopel wohnhaften Missionar Schaufler, der ihnen aus seinen mehrfachen Reisen nach Südrußland bekannt war, die Bitte um baldigen Besuch. Konnte Schaufler diesem Ansuchen auch nicht entsprechen, so veranlaßte er doch durch die preußische Gesandtschaft seines Wohnortes, daß der in Bukarest tätige Pfarrer Rudolf Neumeister aufgefordert wurde, sich der Glaubensgenossen von Acpunar anzunehmen. Ehe dies jedoch geschehen konnte, erfolgte die Umsiedelung nach Atmadscha, wohin die Bauern sehr bald einen eigenen Geistlichen berufen konnten.

Inzwischen war auch die geistliche Versorgung der deutschen Bewohner von Malkotsch erfolgt; sie geschah durch einen Priester, der italienischer Abstammung war. Auch eine bescheidene Kapelle nebst einer zwei kleine Zimmer enthaltenden Pfarrerwohnung war erbaut worden.⁵¹

Der im Frühjahr 1849 von der Gemeinde Atmadscha gewonnene Pfarrer Johann Bonekemper stammte aus dem Rheinland und war im Missionshaus zu Basel ausgebildet worden.⁵² Er war 24 Jahre hindurch Pfarrer des Kirchspiels Rohrbach im Gouvernement Cherson gewesen, kam also aus dem gleichen Lebensbereich, in dem seine künftigen Kirchenkinder früher heimisch gewesen waren. In Rohrbach hatte er eine tiefgreifende Wirksamkeit entfaltet, die sich auch auf die umwohnenden Ukrainer erstreckt hatte.⁵³ Aber eben dieses Hinübergreifen seines Einflusses auf Angehörige der herrschenden orthodoxen Kirche ist wohl der Grund gewesen, daß behördlicherseits sein weiteres Verbleiben in Rußland nicht gewünscht wurde und so kam er nach Atmadscha, wo inzwischen gleichfalls ein kleines Bethaus nebst einer bescheidenen Pfarrerwohnung errichtet worden war. Im Gegensatz zu den beiden katholischen Pfarrern von Tułtscha und Malkotsch, die von einer kirchlichen Oberbehörde entsandt waren und an dieser einen festen Rückhalt besaßen, war Bonekemper ebensowenig wie seine Gemeinde in einen kirchlichen Verband eingegliedert und er hatte zudem für eine Frau und eine zahlreiche Kinderschar zu sorgen. Als nach ei-

⁵⁰ *Mémoires de l'évêque F. L. Bugnion ou les deux cents paragraphes d'un sacerdote de trente ans.* Genf 1876. S. 18.

⁵¹ Starke a.a.O. S. 43f.

⁵² Vgl. meine Arbeit: *Mission und Erweckung unter den Rußlanddeutschen vor hundert Jahren.* In: Evangelisches Missionsmagazin. Neue Folge. Stuttgart 1937, Heft 1, S. 10ff., Heft 2, S. 49ff.

⁵³ Hans Koch, *Der Protestantismus bei den Slawen.* In: Deutsche Blätter aus Polen. Posen 1929. S. 593ff. Dazu die Artikel: *Russische Sekten.* In: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. IV, Tübingen 1930. Sp. 2163. Und: Stundismus. Ebenda Bd. V, Tübingen 1931 Sp. 863.

nigen Jahren zwischen ihm und seiner Gemeinde unerfreuliche Gegensätze entstanden, gab es keine übergeordnete kirchliche Instanz, die ausgleichend oder schlichtend hätte eingreifen müssen. So kam es zu peinlichen Auseinandersetzungen vor türkischen Gerichten. Bonekemper kehrte sodann in seine rheinische Heimat zurück und die Gemeinde Atmadscha blieb sich wieder selbst überlassen.

Wenn auch die Dobrudscha durch den im Jahre 1854 ausgebrochenen, unter dem Namen Krimkrieg bekannten Waffengange zwischen Rußland und der Türkei nur wenig betroffen wurde, so beschäftigten sich die Gemüter doch stark mit diesem Ereignis. In Russland waren die Dobrudscha-deutschen geboren und aufgewachsen; dort lebten ihre Anverwandten; in der Türkei hatten sie nach langem Suchen Siedlungsmöglichkeiten gefunden und hier fingen sie nun an, heimisch zu werden. Bald darauf mehrte sich ihre Zahl durch neue Einwanderungen. Im Sommer 1858 hatte eine verheerende Überschwemmung das Dorf Jakobsonstal heimgesucht; dies gab Veranlassung, anderswo ein Unterkommen zu suchen, wo man vor so bössartigen Überraschungen sicher war. Wer Von dort abwanderte, ging in die Dobrudscha und ein Teil kam in das nur sieben Kilometer von Atmadscha entfernte, zumeist von Russen bewohnte Dorf Tschukurowa; zu ihnen gesellten sich Kolonisten, die aus Rußland kamen. Ein anderer Teil der Jakobsonstaler ließ sich in dem Dorfe Katalui nieder, das sieben Kilometer südwestlich von Tułtscha gelegen ist. Auch hier wurde die Zahl der deutschen Dorfgenossen durch Einwanderer verstärkt, die nach mancherlei Hin und Her endlich in Katalui festen Fuß gefaßt hatten. »Sie hatten sich bei Ausbruch des Krimkrieges zur Auswanderung entschlossen, aus Furcht, russische Untertanen werden zu müssen und zur Militärpflicht gezogen zu werden. Mit hübschen Ersparnissen zogen sie nach der Dobrudscha..... Bald aber packten sie wieder auf und kehrten nach Rußland zurück. Allein nunmehr wollte man sie dort nicht mehr aufnehmen. Jahre lang zogen sie hin und her und schlugen sich durch, so gut es ging. Endlich machte die russische Regierung diesem Zigeunerleben ein Ende, unterstützte sie mit Geld und schaffte sie auf ihre Kosten wiederum zurück in die Dobrudscha.... In der Türkei wurden die armen Leute gut aufgenommen und es ward ihnen freigestellt, sich anzusiedeln, wo sie wollten. Nach reiflicher Wahl entschieden sie sich für Katalui. Der Boden sei hier gut der Acker nicht zu weit entlegen, Weide für das Vieh haben sie zur Genüge, sie bauen Mais, Kartoffeln, Gerste und Roggen, welchen sie dem Weizen vorziehen; an Brennmaterial fehlt es ihnen nicht. Im Anfang machten sie schönen Gewinn an dem Holz, das sie zum Verkauf schlugen; dies ist aber jetzt verboten. Die Hauptnot ist der Wassermangel; Quellen und

Bäche gibt es nicht und die Brunnen müssen sehr tief gegraben werden⁵⁴. Diese Angaben verdanken wir der Beschreibung eines Besuches, den Dr. Wilhelm Hamm der Gemeinde Katalui abgestattet hat. Er fand die deutschen Familien noch in Erdwohnungen hausend, in denen eine ungesunde Luft herrschte; aber er war überzeugt, daß »diese Kolonisten in materieller Hinsicht sich durcharbeiten und vorwärts kommen werden; denn es gibt keine fleißigeren und genügsameren Leute als die Deutschen.« Dies Urteil hat er auch über die Bewohner von Atmadscha gefällt, denen er von Katalui aus einen Besuch abgestattet hatte, und wir dürfen es ohne weiteres auch auf die Bauern von Malkotsch ausdehnen, die er allerdings nicht hat aufsuchen können.

In Jakobsonstal waren nur wenige Familien zurückgeblieben und es war die Frage, ob das Dorf auf die Dauer werde bestehen bleiben. Infolgedessen waren die beiden wertvollsten Stücke des Gemeindeeigentums, die vom Zweigverein Bukarest der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung geschenkte kleine Glocke und die Altarbibel, nach Katalui mitgenommen worden. Diese Bibel hatte die Gemeinde Jakobsonstal als Geschenk von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erhalten, nachdem sein Bruder, Prinz Albrecht, dieser Gemeinde im Frühjahr 1857 einen Besuch abgestattet hatte; er war auf der Rückreise von einer Besichtigung der Schlachtfelder des Krimkrieges dorthin gekommen. Auf dem Vorsatzblatt dieser Bibel stand zu lesen: »Der Evangelischen Gemeinde zu Jakobsonstal bey Braila. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Charlottenburg 18. September 1857.«

Sich in Tschukurowa einzuleben, fiel den Deutschen dort recht schwer. Sie hatten unter der Nachbarschaft der »Lasen«, die als ein »rauhes Volk« geschildert werden, mancherlei zu leiden; wenn sie Ackerland gewinnen wollten, so mußten sie den auch hier noch in großer Ausdehnung vorhandenen Wald roden und urbar machen. Die niedergelegten Bäume wurden zu Brettern geschnitten und verkauft; so war zunächst für das tägliche Brot gesorgt. Aber diese Arbeit gefiel ihnen nicht und so planten sie, Tschukurowa wieder zu verlassen; ihr Augenmerk hatten sie bereits auf eine 14 Meilen entfernte, in der Donaumündung gelegene Insel gerichtet. »Wenn wir sollten noch ein Jahr in Schukurowa bleiben, so gehen wir ganz zu Grunt.« So schrieben sie Ende Dezember 1858 »an den Preisischen u. Königl. Konzol« Blücher in Galatz, der im Frühling des gleichen Jahres eine Rundreise durch die evangelischen Dörfer Atmadscha, Tschukurowa und Katalui unternommen hatte und dem sie volles Vertrauen entgegen brach-

⁵⁴ Hamm a.a.O. S. 58.

ten⁵⁵. Er leitete die ihm zugegangene Klage an Omer Pascha, den Präsidenten der Europäischen Donaukommission zu Galatz, weiter, der in Wien erzogen war und fließend deutsch sprach. Dieser aber konnte sich mit den Wanderplänen nicht befreunden. »Jetzt ist nun einmal das Laufen bei ihnen eingerissen; nun haben sie keine Ruhe mehr, bis sie ganz verarmt sind; dann werden sie wieder ordentlich und arbeitsam.«⁵⁶ Da man bei einer Probeackerung auf der erwähnten Insel in großen Mengen Heuschreckeneier gefunden hatte, so stand man von dieser Umsiedelungsabsicht ab. Im Frühjahr 1858 hatten Heuschrecken die gesamte Ernte in Katalui vernichtet. Das war Warnung genug. »Als wenn wir in einem dichten Schneetreiben dahinführen«, so hat der erste vom evangelischen Oberkirchenrat nach Atmadscha entsandte Pfarrer, Richard Kühn, den Anflug der Heuschrecken geschildert, den er kurz nach seiner Ankunft in der Dobrudscha erlebte und der ihm zugleich einen tiefen Eindruck von den Schwierigkeiten machte, die seiner in dem neuen Amte warteten. Als er einen Tag später die gleiche Strecke zurückfuhr, waren die Felder kahlgefressen.

In ihrer geistlichen Verlassenheit hatten sich die Bewohner von Atmadscha an den Pfarrer der kurz zuvor begründeten evangelischen Gemeinde zu Galatz, Eduard Neumeister, mit der Bitte um gelegentliche Besuche gewendet. Da in den gleichen Tagen der Oberprediger Eduard Hengstenberg aus Brandenburg an der Havel von einem in Ägypten verbrachten Kuraufenthalt zurückkehrend, in Galatz sich aufhielt, so gelangte die Kunde, daß es in der türkischen Dobrudscha Glaubensgenossen gebe, zur Kenntnis des Evangelischen Oberkirchenrates zu Berlin, dem bei seiner im Jahre 1850 erfolgten Gründung auch die Fürsorge für die im Ausland befindlichen evangelischen Deutschen übertragen worden war. Da Hengstenberg, der von Galatz aus auch die evangelischen Gemeinden der Walachei besucht hatte, nach erfolgter Heimkehr in den Oberkirchenrat berufen wurde und das Referat über die Auslandsgemeinden erhielt, konnte er sich gleich persönlich für die Glaubensgenossen in der Dobrudscha einsetzen. Da mit gelegentlichen Besuchen von Galatz aus nichts wesentliches erreicht werde, so käme nur die Begründung eines eigenen Pfarramtes in Atmadscha in Frage, dessen Inhaber aber auch alle in erreichbarer Nähe wohnenden Evangelischen zu betreuen habe. Solche fanden sich nicht nur in Tschukurowa und Katalui, sondern auch in Tultscha sowie in der aus dem jenseitigen Donauufer liegenden, zur bessarabischen Moldau gehörigen Stadt Jsmail. In Tultscha hatte die europäische Donaukommission umfangreiche Arbeiten begonnen, welche auf Techniker und Handwerker große

⁵⁵ Johann Adam, *Chronik der Gemeinde Tschukurowa, Dobrudscha*. In: Deutscher Kalender für Bessarabien. Tarutino 1933. S. 79ff.

⁵⁶ Träger a.a.O. S. 72f.

Anziehungskraft ausübten. Diese Zuwanderung war so groß, daß sich dort eine evangelische Gemeinde bildete und die Zahl der Katholiken so sehr zunahm, daß ihre Kapelle zu klein wurde und man daran gehen mußte, eine Kirche zu erbauen. Pfarrer Caragè unternahm eine Kollektenreise und aus einem von der Regierung geschenkten Grundstück wurde am 28. Juni 1860 durch Bischof Parsi der Grundstein gelegt. Allein dieser Bau kam über die Grundmauern nicht hinaus, da die Mittel nicht zureichten und erst nach fünfzehn Jahren konnte er, mit einem kleinen Turm geschmückt, vollendet werden⁵⁷. Pfarrer Caragè hat dies nicht mehr erlebt; er war im Mai 1865 gestorben und keiner seiner Nachfolger hat solange Dienst in Tultscha getan wie er, der nur vorübergehend diese Gemeinde hätte betreuen sollen.

Die in Tultscha wohnhaften Evangelischen schlossen sich mit den in Atmadscha, Tschukurowa und Katalui ansässigen Glaubensgenossen zu einem Kirchspiel zusammen, zu dessen geistlicher Leitung der Oberkirchenrat im Sommer 1858 den erst 24jährigen Pfarrer Richard Kühn entsandte⁵⁸. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges sind seine Nachfolger sowie alle Geistlichen, deren Anstellung im Laufe der Zeiten auch in anderen Orten der Dobrudscha notwendig wurde, von Berlin aus entsendet worden; dadurch war ihnen die Sicherheit gegeben, jederzeit in Deutschland wieder eine Anstellung zu erlangen. Die von allen diesen Pfarrern nach Berlin erstatteten Berichte sind wertvollste Quellen für die Geschichte, die auf diesen Blättern aufgezeichnet ist. Ich habe sie schon bei früheren einschlägigen Arbeiten benutzen dürfen und dies verpflichtet mich dem Oberkirchenrat gegenüber zu besonderer Dankbarkeit.

Ohne Kenntnis von den ihr künftiges Schicksal betreffenden Verhandlungen und den sich daraus für sie ergebenden Aussichten hatten die Bewohner von Atmadscha ratsuchend sich an den in Tultscha als »Direktor des technischen Etablissements der europäischen Donaukommission« lebenden und in türkischen Diensten stehenden Oberst von Malinowski gewendet, der uns als ein »etwas beleibter, graublonder Herr« beschrieben ist, dem man »trotz der türkischen Uniform und des nach hinten gerückten Fes sofort ansah, daß gutes deutsches Blut in seinen Adern floß«⁵⁹. In der Tat war er in Magdeburg als Sohn eines Artillerieoffiziers geboren und hatte bis zum Hauptmannsrank in der gleichen Waffe gedient. Nachdem er

⁵⁷ Anton Durcovici, *Istoricul parohiei catolice din Tulcea*. (Geschichte der katholischen Pfarohie Tultscha). In *Revista Catolica* Jg. III, Bukarest 1914, S. 120ff.

⁵⁸ Über die Amtszeit Pfarrer Kühn's in Atmadscha vgl. mein Buch: *Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert* Berlin 1930. S. 98—122.

⁵⁹ Vgl. meinen Aufsatz: *Konsul Blücher, Oberst von Malinowski und die evangelische Gemeinde zu Atmadscha*. In: *Kirchliche Blätter für die evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien*. Hermannstadt 1929. Sonderdruck S. 53ff.

sich militärwissenschaftlicher Schriftstellerei gewidmet hatte, war er in türkische Dienste getreten und hatte in der Zeit, als er zu Konstantinopel in Garnison stand, dem Kirchenvorstand der dortigen evangelischen Gemeinde angehört. Er brachte daher seinen Dobrudschaner Glaubensgenossen eine herzliche Teilnahme entgegen und schrieb dem Zentralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung einen langen Bericht über diese. »Sie klagten mir mit banger Sorge um die Zukunft, wenn ihrer geistlichen Not keine Abhilfe geschehe, daß die Gemeinde einer Verwilderung entgegengehen müsse, die sie gänzlich dem Chritentume entfremden müsse, wie man das an so mancher Gemeinde in Südrußland gesehen habe. Von den Sakramenten sei gar keine Rede bei ihnen; Taufen, Begräbnisse und selbst Trauungen müsse ihr Schullehrer verrichten, der zwar Sohn eines Lehrers, im Grunde aber doch nicht mehr und nicht weniger als selbst ein Bauer sei. Eine günstige Antwort würde mir eine wahre Seelenfreude sein«⁶⁰. Ein Eingreifen des Gustav-Adolf-Vereins erübrigte sich, da ja die Frage der geistlichen Versorgung für das Kirchspiel Atmadscha durch den Oberkirchenrat geregelt wurde.

Von den drei dörflichen Kirchspielgemeinden waren nur in Atmadscha einigermaßen geregelte Verhältnisse. Die beiden anderen befanden sich noch in unfertigem Zustande. Der junge Pfarrer Kühn hatte daher zunächst manche Schwierigkeiten zu überwinden. Insbesondere war über Trunksucht zu klagen und in Verbindung damit auch über allerlei Roheitsakte. Auf der anderen Seite hatte er die Freude, daß die Gemeinde willens war, sich eine stattliche Kirche zu erbauen. Es mußte jedoch vorher erkundet werden, ob die türkische Regierung einen solchen Bau genehmigen werde. Daher bat Pfarrer Kühn die preußische Gesandtschaft zu Konstantinopel, bei den zuständigen Regierungsstellen diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. »Seit das Dorf besteht, hat die Gemeinde in einem nach hiesiger Art aus Stroh und Lehm errichteten stallähnlichen Gebäude ihre Gottesdienste gefeiert«; dieses sei aber nicht nur zu klein und baufällig, sondern auch einer evangelischen Gemeinde unwürdig⁶¹. Auf eine von dort erhaltene ermutigende Antwort wurde das Gesuch um Bauerlaubnis eingereicht und im Sommer 1860 traf der die kaiserliche Genehmigung enthaltende Ferman ein⁶². Ein Galatzer Baumeister übernahm die Aufgabe des Kirchbaues, zu dem am 5. Juni 1861 der Grundstein gelegt wurde. Ein großer Teil des nötigen Baukapitals war durch Sammlungen in Bessarabien sowie

⁶⁰ Hans Meyer, *Die Diaspora der evangelischen Kirche in Rumänien, Bulgarien und Serbien*. Potsdam 1902. S. 346.

⁶¹ Schreiben vom 9. August 1859. Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81 Konstantinopel XI 50.

⁶² Faksimile und Übersetzung bei Meyer, a.a.O. S. 348.

in Konstantinopel zusammengebracht worden; dazu kam der Ertrag einer von Pfarrer Kühn im Sommer 1860 durch Deutschland unternommenen Kollektenreise. Die Bauern leisteten Hand- und Spanndienste.

Trotz eines so hoffnungsvollen Beginnes kam der Bau zunächst nicht zu seiner Vollendung. Wandergedanken traten bei den Bauern abermals in den Vordergrund, genährt durch allerlei Gerüchte, die, falls sie sich bewahrheiten sollten, das Gesamtgefüge des deutschen Lebens in der Dobrudscha auf das Stärkste erschüttert hätten. Um diese Gerüchte auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, wandte sich Pfarrer Kühn erneut an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel »Es hat sich das Gerücht verbreitet, es werde der Türkische Staat binnen Kurzem von den Christen nicht mehr das übliche Soldatengeld nehmen, sondern Rekruten ausheben und natürlich, ehe die Deutschen türkische Soldaten werden, verlassen sie lieber das Land.« Ein anderes Gerücht besagte, der neue Kaiser habe ein Gesetz erlassen, daß, »wenn ein Mann sterbe, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der Staat seine ganze Hinterlassenschaft nehme, sodaß Witwe und Töchter von Allem entblöbt würden.« Des weiteren wurde Klage geführt über mancherlei Lieferungen an die Tataren, welche der türkische Staat in jener Zeit aus der Krim gebracht und in der nördlichen Dobrudscha angesiedelt hatte. So habe das Dorf Atmadscha etliche fünfzig Tatarenfamilien im Winterquartier gehabt und für diese auch säen, ernten und dreschen müssen⁶³. Die Gesandtschaft konnte die Befürchtungen wegen Rekrutenaushebung und eines neuen Erbschaftsgesetzes als grundlos nachweisen; sie fügte hinzu, daß die Regierung des Sultans darauf aufmerksam gemacht worden sei, wie sehr es ihrem eigenen Interesse entspräche, die Niederlassung und den Bestand protestantischer Gemeinden in der Dobrudscha zu begünstigen und zu erleichtern.

Man hatte erfahren, daß im südlichen Bessarabien zwei Dörfer, Taschpona und Kalautschak, von ihren bisherigen bulgarischen Bewohnern verlassen worden seien, und meinte, durch eine Übersiedelung dorthin aller Sorgen enthoben zu sein. »Wir Deutschen sind so: wenn wir Brot haben, wollen wir Semmel haben.« Aber nicht nur Pfarrer Kühn, sondern auch Konsul Blücher warnten vor der Umsiedelung als einem ganz unüberlegten Schritt; aber je mehr abgeraten wurde, desto tiefer setzten sich die Auswanderungsgedanken fest und alles Abmahnen wurde als Mißgunst beurteilt. Selbst der Gouverneur des Bezirkes Tultscha bereiste die Dörfer und erließ ein langes Schreiben an seine »lieben Kinder«: »Seid versichert, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, tun werde, um Euch glücklich zu ma-

⁶³ Schreiben des Pfarrers Kühn an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel vom 11. November 1861. Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81 Konstantinopel XI 50.

chen«⁶⁴. Dies alles nützte nichts; der Wunsch nach Abwandern wurde immer leidenschaftlicher und so kam es denn im Frühjahr 1862 zur fast völligen Auflösung der Gemeinde. Auch einige Familien aus Katalui schlossen sich an. In Atmadscha blieben nur ganz wenige zurück.

Wir haben hier ein rechtes Beispiel einer Massenpsychose vor uns, von der die Bewohner dieser beiden Dörfer ergriffen waren. »Herr Pastor, ich kenne unsere Leute; ich bin auch mit von den Auswanderern. Wenn einmal das Auswandern über sie kommt, so ist kein Halten und müßten sie, um los zu kommen, auch noch das Hemde ausziehen, so tun sie es und gehn ohne Hemde fort«. Dies Wort erklärt zur Genüge, warum alles Abraten und Abmahnen in den Wind geredet war und man im Stande war, alles, was in zwölf Jahren mühseliger Arbeit geschaffen worden war, ohne irgend ein Bedauern im Stiche zu lassen.

Aber die Enttäuschung folgte schnell und gründlich. »Sie haben keine schönen, von den Bulgaren leer gelassenen Dörfer bekommen, sondern lagen monatelang in den zerfallenen Hütten der von den Russen zerstörten Festung Ismail, ohne daß sich die moldauische Regierung im geringsten ihrer annahm. Zweimal hatte man schon eine Deputation an den Fürsten Kuza geschickt, ohne ein Ziel erreicht zu haben«⁶⁵.

So blieb nichts weiter übrig, als durch Vermittelung des Konsuls Blücher von dem Gouverneur der Dobrudscha die Erlaubnis zur Rückkehr zu erbiten. Still und bescheiden kehrten sie, die so zukünftssicher ausgezogen waren, in ihre alten Wohnplätze wieder zurück und waren froh, daß sie nicht, wie es ursprünglich ihre Absicht gewesen war, ihre Häuser hatten in Flammen aufgehen lassen. Der Gouverneur hatte noch nicht anderweitig über diese verfügt. Da nichts ausgesät worden war, so konnte auch nichts geerntet werden und bei vielen Familien war der Hunger ein ständiger Gast. Der nun dringend notwendige wirtschaftliche Wiederaufbau wurde jedoch trotz anfänglich sehr guter Ernteaussichten durch Heuschrecken erheblich verzögert; dazu kam Viehsterben, das die Schwierigkeiten noch vergrößerte. Schließlich mußte auch daran gedacht werden, die Kirche fertigzustellen. Das Baugerüst stand fast drei Jahre. Aber auch hier erwies sich Oberst von Malinowski als ein treuer Helfer; er hatte die Altargeräte der Gemeinde Atmadscha wie auch aus Katalui die kleine Glocke und die Altarbibel zu treuen Händen übernommen und sorgte nun durch Arbeiter aus den ihm unterstellten Werkstätten für Eindeckung der Kirche und Fertigstellung des nur zur Hälfte aufgebauten Turmes. Über dies alles erstattete er dem Oberkirchenrat in Berlin ausführlichen Bericht und setzte sich bei diesem für

⁶⁴ Vgl. meine Arbeit: *Die ersten Einwanderungen* S. 161.

⁶⁵ Bericht des Pfarrers Kühn an den evangelischen Oberkirchenrat vom 2. Juni 1862.

die Wiederbesetzung der Pfarrstelle ein. In der Tat wurde im Laufe des Jahres 1864 Pfarrer Lackner aus Königsberg (Ostpreußen) nach Atmadscha entsandt. Am ersten Pfingsttage 1865 konnte er die Kirche einweihen.

Aber es traten nun neue Schwierigkeiten innerhalb des Kirchspiels auf. Aus der im Gouvernement Cherson gelegenen Kolonie Neu-Danzig war im Frühjahr 1865 eine Anzahl von Personen nach Katalui eingewandert. Sie hatten Rußland verlassen müssen, weil dort das Aufkommen von Sekten nicht geduldet wurde. Und diese Einwohner von Neu-Danzig hatten sich dem Baptismus angeschlossen. Von Katalui aus entfalteten sie eine lebhaft missionarische Tätigkeit mit dem Erfolge, daß sich hier ein Kraftzentrum dieser Bewegung bildete, dessen Wirkungen sich auch auf die Gemeinden Atmadscha und Tschukurowa erstreckten⁶⁶. Und bei dem Ernst, mit dem alles, was Religion hieß und damit zusammenhing, von den Dobrudschadeutschen behandelt wurde, ergaben sich innerhalb dieser drei Dorfgemeinschaften mancherlei Spannungen. In Katalui wurden diese so stark, daß die acht Familien, die sich dem Baptismus nicht angeschlossen hatten, um des Friedens willen nach Tschukurowa übersiedelten, wohin sie auch ihre kleine Glocke und die Altarbibel mitnahmen.

In allen drei Kirchspielgemeinden war den Umständen entsprechend für die Schulung der Kinder gesorgt worden. In Tschukurowa versah ein Mann eigenartigen Schicksals den Dienst als Lehrer. Es war ein Schweizer, Johann Mühlbach, der, wie erzählt wurde, infolge einer Jugendirrung und eines Duells, seine Heimat habe Verlassen müssen und nacheinander türkischer Offizier, Bibliothekar bei einem Pascha, Obersteiger in einem bei Erzerum¹ gelegenen Goldbergwerk und schließlich Gastwirt in Bulgarien gewesen sein soll, bis er schließlich und endlich nach Atmadscha kam, von wo Pfarrer Kühn ihn als Lehrer nach Tschukurowa brachte. Hier hat er eine Reihe von Jahren hindurch bei kärglicher Entlohnung treu seinen Dienst getan. Als er bei seinem Amtsantritt von den Bauern die Anfertigung einer Wandtafel verlangte, wurde ihm erwidert: »Jeder Handwerker muß sein Handwerkzeug selbst mitbringen, so auch der Schullehrer«. Zu hohem Alter gelangt, ist er in seinen letzten Lebensjahren durch Obstbaumkulturen weit über seinen Wohnort bekannt geworden und seine einstigen Schüler haben dem ernstesten schweigsamen Manne lange eine dankbare Erinnerung bewahrt.

⁶⁶ Vgl. hierzu meine Arbeit: *Die ersten Einwanderungen* S. 163.

¹ Erzurum, armenisch Ersrum, kurdisch Erzîrom/Erzirom, ist mit etwa 762.321 Einwohnern die größte Stadt Ostanatoliens und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Erzurum im Osten der Türkei.

Nach Katalui war aus unbekanntem Gründen ein Lehrer aus Siebenbürgen verschlagen; er lebte dort in größter Armut. »Sein Lager ist eine Strohmatten und seine Decke ein alter Mantel. Mit der notdürftigsten Kleidung ist er durch die Liebe des Herrn Oberst von Malinowski versehen worden«.

Nun aber trat ein Ereignis ein, das den damaligen Dobrudschadeutschen viele sorgenvolle Stunden bereitet hat. Aus dem Kaukasus wurden etwa 20 000 Tscherkessen in die Dobrudscha gebracht und man sagte, sie seien bei der türkischen Regierung gern gesehen, weil sie bei einer etwaigen kriegerischen Verwicklung einen verlässlichen Grenzschutz bilden würden. »Seit 25 Jahren nur im Kriege tätig, ungewohnt zur Arbeit, lustig im Kampfe, eine der räuberischsten und mörderischsten Nationen der Erde, dazu überaus fanatische Muselmanen versetzten sie alle christlichen Kolonisten der Dobrudscha, sowohl Bulgaren als Russen und Deutsche in Furcht und Schrecken. Dem Namen nach Ackerbauer, in der Tat aber nichts anderes als Räuber, unglaublich schnell zu Pferde und vorzügliche Schützen gebärden sie sich nicht nur den Colonisten, sondern auch der Obrigkeit gegenüber als die Herren des Landes, die ganz nach Willkür handeln dürfen«⁶⁷. Für diese unerwünschten und unerfreulichen Nachbarn, die alles stahlen, was irgendwie erreichbar war — »nur Mühlsteine und glühendes Eisen lassen sie liegen«⁶⁸ — mußte die gesamte Bewohnerschaft der nördlichen Dobrudscha nicht nur Häuser bauen, sondern auch Felder bestellen und Geldabgaben leisten. Das zum Bau des Bethauses in Tschukurowa bereits beschaffte Material mußte zur Errichtung einer Moschee in das nächste Tscherkessendorf gefahren werden. So kamen die Dörfer der Deutschen nicht zur Ruhe und zu gesichertem Besitz, da sie von den Tscherkessen in kleineren oder größeren Überfällen bestohlen und beraubt wurden, wobei es besonders auf das Vieh abgesehen war. Die nächste türkische Obrigkeit befand sich in Babadag; dorthin zu reisen, kostete mindestens einen ganzen Arbeitstag, ohne daß die Gewähr dafür gegeben war, daß die eingereichte Klage untersucht, geschweige denn den Geschädigten zu ihrem Rechte verholfen würde. Der einzige Mann, der nach seiner Stellung sowohl zu den türkischen Behörden als auch zu den Bauern vielleicht hätte eingreifen können, Oberst von Malinowski, war zur Anlage von Befestigungswerken nach Erzerum abkommandiert und hielt sich in der Folgezeit nur während der Wintermonate bei seiner Familie in Tultscha auf. Dann wurde er unter Beförderung zum General nach Konstantinopel versetzt.

⁶⁷ Bericht des Pfarrers Lackner-Atmadscha.

⁶⁸ W. Brennecke, *Die Länder an der unteren Donau und Konstantinopel* Reiseerinnerungen aus dem Herbst 1868. Hannover 1870. S. 68.

So war die vielleicht nur schwache Möglichkeit, durch seine Vermittlung etwas zur Besserung ihres Zustandes erreichen zu können, abgeschnitten und unter steter Bedrohung gingen nun die Tage dahin. Zum Pfarrhausinventar zu Atmadscha gehörte ein Revolver und bei Amtsfahrten auch nur nach dem nicht allzuweit entfernten Tschukurowa mußten geladene Gewehre mitgenommen werden; »denn nur vor Pulver und Blei hat dieses Gesindel noch eine gewisse Scheu«⁶⁹. Ganz übel drohte es zu werden, als eine Tscherkessentruppe sich anschickte, auf dem halben Wege zwischen Atmadscha und Tschukurowa ein Dorf anzulegen. Dies hätte das Ende dieser beiden deutschen Siedelungen bedeutet. Zum Glück griff die türkische Behörde ein, die aber durch Soldaten eine förmliche Belagerung vornehmen mußte, ehe die Tscherkessen der obrigkeitlichen Anordnung entsprechend sich anderswo ansiedelten.

Unter solchen Umständen konnten in den einzelnen Gemeinden irgendwelche Pläne nicht ausgeführt werden. Wohl hatten die Bauern in Tschukurowa sich neues Material zum Bau ihres Bethauses beschafft und auch schon rüstig daran gearbeitet; die Vollendung aber mußte aufgeschoben werden, da alle arbeitsfähigen Männer zur Anlage einer Landstraße angefordert wurden.

Daß man mit den Tscherkessen niemals in ein einigermaßen ungestörtes nachbarliches Verhältnis kommen werde, zeigte die Art und Weise, mit der diese das Leben beurteilten und zu ihren Mitmenschen hinsahen. Hierüber hat sich einmal ein Tscherkessenmolla mit wünschenswertester Deutlichkeit ausgesprochen, als er gelegentlich dem damaligen Pfarrer der Gemeinde Atmadscha einen Besuch abstattete. »Das Thema, das ich anschlug, waren die mosaïschen Gebote. Bis zum sechsten stimmte auch dieser Herr Amtsbruder ihnen bei. Bei dem siebenten aber erhob er ein ernstes Bedenken. Allah — so meinte dieser Priester — hat das Stehlen nicht verboten. Wenn man es ungestört nehmen kann, dann ist es kein Unrecht. Freilich wenn man dabei gestört wird, soll man ruhig davongehen. Denn dann will es Allah nicht. Natürlich suchte ich ihm seinen Irrtum zu beweisen; aber er wollte sich durchaus nicht eines Besseren belehren lassen und meinte endlich: Die Menschen gleichen den Bienen, wir Tscherkessen aber sind die Bienenväter. Wenn diese ihre Zeit sehen, dann nehmen sie den Bienen den Honig weg, damit diese wieder mehr Lust zum Eintragen bekommen«⁷⁰.

⁶⁹ Bericht des Pfarrers Hachmeister-Atmadscha vom 20. Januar 1868.

⁷⁰ Meyer, *Die evangelische Diaspora*. S. 354f.

Und doch gab es hin und wieder auch ermutigende Erfahrungen. In Tschukurowa wurde Lehrerwechsel notwendig, weil der alte und lahme Mühlbach viel kränkelte. Da tauchte aus Deutschland ein Lehrer auf, der sich als recht geschickt erwies. Als man aber darauf drang, er solle seine Zeugnisse vorlegen, verließ er die Dobrudscha wieder. Im Spätherbst 1870 traf der erste im Rauhen Hause ausgebildete Diakon in Tschukurowa ein. Trotz kärglicher Unterkunfts- und Nahrungsverhältnisse fand er sich gut in die Zustände hinein.

Inzwischen war auch in die entlegensten Dörfer der Dobrudscha die Kunde von dem deutsch-französischen Kriege gedrungen und dieser Kampf beschäftigte ohne Ausnahme alle Gemüter. »Jeden Tag brachte bald dieser, bald jener alte Tatar oder Türke oder Russe oder Pole Nachrichten, immer so wunderbarer oder fürchterlicher Art, daß sie auch deutsche Gemüter in Spannung halten mußten. Selbst die Ursache der deutschen Siege bekam ich da zu hören. Ein Bulgare nämlich erzählte, daß diese Nemsele (Deutschen) vor 100 Jahren einen Padischah gehabt hätten, der nicht nur die Franzosen, sondern auch die Russen und Österreicher zu gleicher Zeit besiegt hätte. Nun wäre es gekommen, daß ihr jetziger Padischah die alten Bücher von jenem früheren Pascha wieder aufgefunden und daraus gelernt hätte, wie man seine Feinde besiegt. Das müßten jetzt die Franzosen fühlen. Dabei wurde zuweilen auch in Erwägung gezogen, daß durch diese blutigen Siege ja ganze Länder von Menschen leer sein müßten, ob sich da nicht auch ein Plätzchen für sie finden möchte, da es bei den Türken doch immer schlechter würde. Endlich wären manche auch gern in den großen Krieg gezogen, wenn es nur nicht allzuweit wäre«⁷¹.

Einen eindrucksvollen Beweis für ihre Verbundenheit mit dem jetzt seine Zukunft neugestaltenden deutschen Volke lieferte die Gemeinde Atmadscha durch einen Beitrag zur Viktoria-Invalidenstiftung in Höhe von 25 Napoleon d'or, für die der Protektor dieser Stiftung, Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Gemeinde in einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben dankte. »Es erhöht den Wert dieser Zuwendung, daß fast alle Angehörigen der Gemeinde zu der Spende beigetragen und dadurch bezeugt haben, daß ihr Herz auch in der Ferne bei denen ist, welche Gut und Blut für Deutschland einsetzen«⁷².

Aber was half eine solche sicher froh begrüßte und freundliche Anerkennung, die aus der Ferne kam, während in der Nähe sich das Leben so unfreundlich gestaltete und mit steter Gefahr verbunden war! Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß immer mehr vom Weiterwandern gesprochen

⁷¹ Bericht des Pfarrers Hachmeister vom 15. September 1870.

⁷² Träger a.a.O. S. 62.

wurde.

ENTWURF

II.

Von der zweiten Einwanderung bis zum Ende der türkischen Herrschaft 1872—1878

»Die alte Wanderlust ist wieder da. Ein Teil spricht von Amerika, was namentlich in Katalui in den Vordergrund tritt, andere denken an die Donauinsel zwischen Kilia und Sulinaarm...«. So heißt es in einem pfarramtlichen Bericht aus Atmadscha vom 29. Juli 1872⁷³.

Der nun wieder aufgetauchte und lebhaft erwogene Gedanke, anderswo sich Wohnplätze und Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, war unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus verständlich. Er verflog aber wieder, als zu der gleichen Zeit in ganz überraschender Weise die Dobrudscha das Ziel einer neuen, aus Südrubland und Bessarabien kommenden Einwanderung wurde. Denn die Voraussetzungen, unter denen die dort lebenden Deutschen mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ihr Eigenleben hatten entfalten und führen können, waren durch Maßnahmen der russischen Regierung hinfällig geworden, für viele Grund genug, auszuwandern und ihrem Dasein eine neue Richtung zu geben. »Das Jahr 1871 brachte den südrussischen Kolonien eine einschneidende Veränderung ihrer Lage. Das 1818 für die Angelegenheiten der Kolonien in den Gouvernements Cherson, Jeskaterinoslaw, Taurien und Bessarabien als eigene und oberste Behörde eingesetzte Fürsorge-Komität wurde aufgehoben und die Kolonisten gleich den übrigen Untertanen des Reichs den allgemeinen Behörden unterstellt. Mit einem Schlage gingen sie nun aller der Vorrechte verlustig, die dereinst als Lockmittel den deutschen Einwanderern und ihren Nachkommen für ewige Zeiten zugesichert worden waren. Es war vor allem der Verlust eines Vorrechtes, der die deutschen Dörfer aufs tiefste erregte: das Ende ihrer Befreiung vom Militärdienst. Im Jahre 1873 wurden sie der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen und im nächsten Jahre fanden die ersten Aushebungen in den deutschen Ansiedelungen statt. Das gab den Anstoß zu einer neuen Wanderungsbewegung, die einen ungleich größeren Umfang annahm als die früheren. In den Kolonien der Dobrudscha, die in den folgen-

⁷³ 73

den Jahren entstanden, wurde mir von den Bauern mit Einhelligkeit wieder und wieder als Grund ihres Wegzuges aus Rußland angegeben: — weil sie hätten Soldat werden sollen⁷⁴.

Abb. 6 Deutsche evangelifche Schule in Konstaan

Abb. 7 Diakonissenhaus in Konstanza

Nur ein Teil derer, die sich aus diesen Gründen zur Auswanderung entschlossen, hat sich unmittelbar in die Dobrudscha gewandt, nicht ohne vorher durch Vertrauensleute, die nach Atmadscha gesandt wurden, genügend Erkundigungen über die dort vorhandenen Ansiedlungsmöglichkeiten eingezogen zu haben. Der Pfarrer des Kirchspiels Atmadscha, Hachmeister, vermittelte eine Besprechung mit dem Gouverneur von Tultscha, welcher darauf hinwies, daß bei der Besiedelung des vielen noch verfügbaren Landes die deutsche Nation, welche auch in ihrem Bauernstande die anderen Nationalitäten bei weitem überflügele, von den türkischen Behörden immer bevorzugt sein werde.

Um aber vor allen unliebsamen Überraschungen, die im Laufe der Zeiten vielleicht einmal eintreten könnten, auf jeden Fall gesichert zu sein, hatten die Auswanderungslustigen die deutsche Gesandtschaft zu Konstantinopel von ihrem Vorhaben mit der Bitte in Kenntnis gesetzt, sie möge dafür eintreten, daß die neuen deutschen Siedelungen in der Dobrudscha »unter deutschem Schutz und deutscher Obrigkeit« stehen könnten. Man gedachte also, einen Staat im Staate zu bilden. So sehr dieser Gedanke auch als beredter Ausdruck für die Anhänglichkeit der Kolonisten an das Land ihrer Väter zu werten ist, so gering war ihr Verständnis für staatspolitische Notwendigkeiten. Wie von deutscher Seite auf diese Bitte nicht eingegangen werden konnte, so hat auch der Gouverneur erklärt, daß der türkische Staat einen solchen Zustand unter keinen Umständen zulassen werde, wie dies auch von keinem anderen Staate zu erwarten sei.

Auf Grund dieser Verhandlungen sind vom Jahre 1873 an in kleineren und größeren Gruppen aus den verschiedensten Dörfern Südrußlands und Bessarabiens deutsche Familien, meist jüngeren Alters, in die Dobrudscha eingewandert. Der Vortrupp hielt sich zunächst in Katalui auf, um von hier aus die besten Ansiedlungsmöglichkeiten zu erkunden. In den nördlich gelegenen Dörfern war für sie kein Platz frei; hier war alles pflugreife Feld bereits seit langem in festen Händen und Wald durfte nicht mehr gerodet werden. Daher entschloß man sich, weiter nach Süden in die weite Steppe zu ziehen, wo man sofort den Pflug einsetzen und erwarten konnte, bald von der eigenen Ernte leben zu können. Etwa in der Mitte der Dobrudscha

⁷⁴ 74

entstanden zunächst die beiden, nur 2½ Kilometer voneinander entfernten Dörfer Kodschelak und Tariverde, rund 50 Kilometer südlich von Atmadscha gelegen. In reichlichem Abstand von ihnen, der Donau zu, wurde das Dorf Fachri gegründet. Die Bewohner dieser drei Ortschaften waren evangelisch.

Aber auch katholische Bauern befanden sich unter den Einwanderern. Ein Teil von ihnen ließ sich nicht allzuweit von Kodschelak und Tariverde entfernt in dem von Tataren bewohnten Dorfe Karamurat nieder. Der Rest verteilte sich zunächst auf verschiedene Ortschaften der näheren und weiteren Umgebung.

Durch diese Auswanderung erhielt auch Jakobsonstal — wenigstens vorübergehend — einigen Zuzug. Eine Gruppe junger Deutscher pachtete, vier Wegstunden von Jakobsonstal entfernt von dem Staatsgute Joitza zweihundert Hektar und nannte ihre Niederlassung, deren Bewohnerzahl sich durch Zuzug verschiedener Familien verstärkte, in Erinnerung an ihr bessarabisches Heimatdorf Neu-Plotzk. Wenn dieses Dorf auch nicht auf dem Boden der Dobrudscha sich befand, so muß es doch in unserem Berichte erwähnt werden, da wir seinen Gründern in anderem Zusammenhange wieder begegnen werden.

Da nun mit jedem vorschreitenden Jahre unter den deutschstämmigen Bewohnern Südrußlands neue Rekrutierungen stattfanden, so erfolgten auch immer neue Einwanderungen in die Dobrudscha. Auch eine Gruppe kam dorthin, die im Jahre 1874 zunächst nach Ruma in Palästina gezogen war und die dort der großen Hitze wegen nur 1½ Jahre hatte bleiben können.

Allen diesen Zugewanderten wurde das Einleben nicht leicht. Was für sie ihrer ganzen Veranlagung nach wichtig war und was sie bisher nicht hatten entbehren brauchen, die geistliche Betreuung, konnte ihnen in der Dobrudscha unter dem Zwange der Verhältnisse nur in ganz bescheidenem Maße zu Teil werden. Für die Evangelischen kam nur der Pfarrer des Kirchspiels Atmadscha in Betracht. Hier aber wirkten sich die weite Entfernung und die schlechten Reisemöglichkeiten außerordentlich hemmend aus. Zudem wurde im Frühjahr 1875 der bisherige Inhaber dieser Pfarrstelle, Dörschlag, durch den evangelischen Oberkirchenrat nach Galatz versetzt und wegen des damals in Deutschland herrschenden Mangels an theologischem Nachwuchs konnte er keinen Nachfolger erhalten. Doch wurde Pfarrer Dörschlag beauftragt, mehrmals jährlich seine alten Gemeinden und die neuentstandenen Dörfer aufzusuchen. In Atmadscha wurde der im Rauhen Hause zu Hamburg vorgebildete Diakon Louis Horn als Lehrer und Pfarrgehilfe eingesetzt. Dieser, ein »kleiner freundlicher Mann mit ehr-

lichem freundlichen Gesicht«, hat dort siebzehn Jahre in Treuen seines Amtes gewaltet. In Tschukurowa war nach wie vor der Diakon Held in den gleichen Obliegenheiten tätig. Die katholische Gemeinde zu Tultscha konnte im Jahre 1875 den mehr als fünfzehn Jahre unterbrochenen Kirchbau glücklich zu Ende führen.

Bald darauf kam es zwischen den alten Gegnern, Rußland und der Türkei, zu einem erneuten Waffengange. Der letzteren fehlten diesmal die starken Bundesgenossen des Krimkrieges, England und Frankreich, und so war das Osmanenreich ganz auf die eigene Kraft angewiesen; jedermann wußte, daß in diesem Kampfe dessen europäischer Besitzstand auf das Äußerste gefährdet war. Dies war für die Dobrudscha von besonderer Bedeutung; sie war ja hart an der Grenze Rußlands gelegen. Von eigentlichen Kriegshandlungen ist sie allerdings verschont geblieben; die Russen beschränkten sich darauf, lediglich das rechte Donauufer zu besetzen. So kam die Stadt Tultscha vorübergehend in ihre Gewalt. Die Bewohner von Fachri mußten die eben erst geschaffenen Wohnstätten verlassen und hielten sich für die nächste Zeit in Kodschelak auf.

Nur die einfache Tatsache, daß russische Truppen auf dem Boden der türkischen Dobrudscha standen, genügte, deren gesamte Bevölkerung und mit ihr zusammen die deutschen Kolonisten in Spannung zu erhalten, was wohl der nächste Tag bringen werde.

Die endgültige Regelung der staatlichen Besitzverhältnisse in Südosteuropa fand im Sommer 1878 auf dem Berliner Kongreß statt. Es stand allerdings schon vorher fest, daß die Tage der türkischen Herrschaft über die Dobrudscha gezählt seien. Und dies bedeutete zugleich, daß auch für die Tscherkessen die Stunde des Abschiedes in Kürze schlagen werde. Angesichts dieser für sie vielleicht schmerzlichen Tatsache haben sie sich noch einmal und zwar gründlich an dem Hab und Gut ihrer deutschen Nachbarn gütlich getan. Hierüber hat Pfarrer Dörschlag auf Grund eines Briefes des Diakons Horn an den Oberkirchenrat berichtet. »Am 1. Mai sollte in Atmadscha der übliche Philipp-Nikolaitag kirchlich begangen werden, als plötzlich morgens 7 Uhr eine Bande von ca. 100 Tscherkessen ins Dorf bricht und gierigen Wölfen gleich auf die Wohnstätten der Kolonisten sich stürzt. Pferde und Wagen werden aus den Ställen und Höfen gezogen, mit Betten, Kleidungsstücken und Hausgerätschaften beladen und nach einer halben Stunde gehts mit einer größeren Beute von 110 Pferden, 94 Pferdegeschirren und 37 Wagen zum Dorf hinaus. Wer sich widersetzen wollte, dem wurde das Gewehr auf die Brust gesetzt. Wehklagen und Geschrei erfüllt das Dorf, die Frucht seiner Arbeit ist durch schnöden Raub dahin. Um den geplanten Überfall mit aller Schlaueit ins Werk zu setzen, kamen tags

zuvor acht Tscherkessen ins Dorf, von denen einer sich als Bulgare, ein anderer sich als Türke verkleidet hatte. Unter dem Vorgeben, von der Obrigkeit als Sicherheitswache ausgeschiedt zu sein, erlangen sie Nachtquartier. Wer beschreibt aber den Schrecken der Kolonisten, als diese am nächsten Morgen entdecken, die beherbergten »Männer der Ordnung« seien die Avantgarde der Plünderer.

Noch am Tage des Überfalls fährt das Schulzengericht nach Tultscha, um von dem Geschehenen Anzeige zu machen. Der vereinten Bemühung des österreichischen, französischen und griechischen Konsuls gelingt es denn auch, von dem Muttasarif in Tultscha eine Durchsuchung der betreffenden Tscherkessendörfer zu erreichen. Der größte Teil des geraubten Gutes ist infolgedessen zwar aufgetrieben, aber vielfach in unbrauchbarem Zustande den Leuten zurückgestellt worden. Dem Lehrer Horn allein sind Sachen im Werte von ca. 300 Reichsmark genommen, von denen er bis dahin noch nichts wiedererlangt. Wenngleich nun auf Befehl der Regierung einige umliegende Türken- und Tatarendörfer geräumt und die Insassen über Küstendsche² nach Kaukasien verschifft sein sollen, so sind doch gerade die Gefährlichsten, die Tscherkessen, nichtsdestoweniger am Platze geblieben und haben bei Herausgabe der Beute laut die Drohung ausgestoßen, solche mit verstärkter Gewalt sich wieder holen zu wollen.

Viel übler ist es noch Tags darauf dem Nachbardorfe Tschukurowa ergangen. Schon lange hatten die dort ansässigen Türken und Tataren auf eine günstige Gelegenheit gewartet, mit den Tscherkessen gemeinsame Sache zu machen. Nicht genug, daß die Räuber die bewegliche Habe der Kolonisten fortgetrieben, auch Türen und Fenster wurden eingeschlagen, Keller ausgegraben, um der dort versteckten Sachen sich zu bemächtigen, Betten zerrissen, Getreide- und Mehlsäcke verschüttet. Ja Weiber sind von den Barbaren geschändet, besonders übel soll ein Mädchen zugerichtet worden sein und ein Bauer ist auf seinem eigenen Felde erschossen worden.

Von zwei Seiten zugleich ist der Überfall geschehen, hier die Türken und Tataren, dort die Tscherkessen. Keiner ist seines Lebens sicher gewesen. »Entweder das Geld oder das Leben« — so lautete der kannibalische Ruf. Der nahe Wald diente den Unglücklichen zwei Nächte und einen Tag bei starkem Regenwetter zur Zufluchtsstätte. Hunger und Durst quälten sie, den Kindern wird das aus nassen Kleidern gepreßte Regenwasser zum Trinken gegeben. Währenddessen können die Plünderer ungehindert ihr Zerstörungswerk im Dorfe fortsetzen; die Wanduhren werden heruntergerissen, Kleiderkasten und alles Hausgerät zerschlagen, sogar Bücher zerris-

² Heute Konstanza/Constanța

sen«⁷⁵.

Der Chronist der Gemeinde Tschukurowa erzählt aus seinen Kindertagen, wie ihn eines Morgens seine erschreckte Mutter ans dem Bette geholt habe, die Tscherkessen seien im Dorfe und man müsse eiligst in den Wald fliehen. Dort habe man den ganzen Tag mit der gesamten Dorfbevölkerung in Hangen und Bangen zugebracht. Dies sei späterhin noch mehrmals geschehen⁷⁶.

Daß die Tscherkessen ihre Drohung, wiederkommen zu wollen, wahr gemacht haben, beweisen Eintragungen in einem alten Hefte, das Professor Träger in Atmadscha unter fast vergessenen Papieren aufgefunden hat. Aus ihnen ging hervor, daß im Laufe des Monats Juni noch sechs Überfälle geschehen sind und daß dabei keine einzige der damals vorhandenen 70 Wirtschaften verschont geblieben ist⁷⁷. In der Erinnerung lebten diese schreckensvollen Tage als »Jammer«, umgebildet aus »Jamma«, dem türkischen Worte für Raub und Plünderung. In Tschukurowa sind allerdings verschiedene der Räuber von deutschen Bauern erschossen worden.

Schließlich mußten die Tscherkessen abziehen, nicht ohne unterwegs die noch in der Entwicklung befindliche deutsche Siedelung Kodschelak gründlich heimzusuchen. Viele Tataren verließen damals gleichfalls die Dobrudscha.

Diese war durch Beschluß des Berliner Kongresses dem rumänischen Staate zugesprochen worden als Entschädigung für die drei südbessarabischen Kreise, die an Rußland abgetreten werden mußten. Am 26. November wurde der neue Landesteil durch rumänische Truppen besetzt; Fürst Karl richtete an die Bewohner der Dobrudscha eine Botschaft, in welcher ihnen die vollen staatsbürgerlichen Rechte wie auch Glaubensfreiheit zugesichert wurden. Im Buche der Geschichte des Dobrudschadeutschthums war nun eine neue Seite aufgeschlagen.

⁷⁵ 75

⁷⁶ 76

⁷⁷ 77

Dritter Teil

Unter rumänischer Herrschaft 1878 — 1940

I.

Vom Beginn der rumänischen Herrschaft bis zur dritten Einwanderung
1878—1890

Aus der ungeheuren Weite des türkischen Reiches, in dessen äußerstem Nordostzipfel sie bisher ein von der staatlichen Obrigkeit nur wenig beachtetes Eigenleben hatten führen können, sahen sich die Dobrudschadeutschen nunmehr in einen straff zentralistisch regierten Staat von geringem Umfange versetzt, der durch den Ausgang des russisch-türkischen Krieges, den seine junge Armee entscheidend hatte herbeiführen können, sich selbst erst von der Oberhoheit des Sultans losgelöst hatte und zu Eigenstaatlichkeit gelangt war.

Für die deutschen Bauern bedeutete dies nicht etwa nur die Eingliederung in einen anderen Staatsverband, ohne daß die besondere Struktur ihres Lebens dadurch berührt worden wäre — es handelte sich vielmehr um eine völlige Veränderung aller bisher gewohnten Verhältnisse und somit eine schwere Belastung ihrer konservativen Grundhaltung. »Die türkischen Behörden hatten von den deutschen Ansiedlern die Abgaben eingetrieben, sich aber im übrigen wenig um sie gekümmert und sie schalten und walten lassen, wie es ihnen gefiel und sie selbst es für gut fanden. Der aus ihrer Mitte selbst gewählte »Schulze« leitete und regelte die Angelegenheiten des Dorfes. Niemand hatte von ihnen verlangt, daß ihre Kinder türkisch lernen sollten«⁷⁸.

Jetzt griff die Herrschaftsgewalt des neuen Staates, allmählich mit immer stärkerem Nachdruck, in die Geschlossenheit des deutschen dörflichen Lebens ein. In jeder Ortschaft wurde als Obrigkeit ein »Primar« eingesetzt, ohne daß die Bewohnerschaft befragt worden wäre, ob er ihr Vertrauen be-

⁷⁸ Träger a.a.O. S. 100.

sitze. Bisher hatten sie aus ihrer Mitte den Mann zum »Schulzen« gewählt, der ihrer Meinung nach durch Begabung und Lebensführung zur Leitung der Gemeindeangelegenheiten geeignet erschien. Jetzt aber war für die Ernennung zum Primar die Zugehörigkeit zu einer der beiden damals in Rumänien vorhandenen politischen Parteien entscheidend, die im durchschnittlichen Wechsel von je vier Jahren einander in der Regierung ablösten und im Zusammenhange damit alle irgendwie leitenden Stellungen mit ihren Parteigenossen besetzten. Dadurch wurde die Parteipolitik in jedem noch so abgelegenen Dorfe spürbar. Und ein deutscher Bauer kam von vornherein als Anwärter auf ein noch so kleines Amt im Gefüge des Staates nicht in Betracht. Dieser alles entscheidende parteipolitische Gesichtspunkt war den Dobrudschadeutschen vollkommen fremd und dies erschwerte daher das Einleben in die neuen Verhältnisse. Zudem trat ihnen der Staat fast nur in Gestalt untergeordneter Beamter entgegen, denen man oftmals eine Abneigung gegen Menschen fremder Abstammung und fremder Sprache deutlich abspürte und deren Verhalten auch nicht immer korrekt gewesen ist.

In einer ganz besonderen Weise wurde der völlige Wandel der Verhältnisse dadurch deutlich, daß eine Befreiung vom Militärdienst, wie sie in der Türkei und bis vor Kurzem auch in Rußland bestanden hatte und ein selbstverständliches Stück ihrer ganzen Lebensgestaltung gewesen war, für die Zukunft nicht mehr in Frage kam. Man denke: Als Grund für die im Jahre 1862 geplante Abwanderung war die Befürchtung angegeben, die Deutschen sollten zum Militärdienst eingezogen werden. »Und natürlich, ehe die Deutschen türkische Soldaten werden, verlassen sie lieber das Land«. Die letzten Einwanderungen aus Rußland waren erfolgt, weil dort das verbriefte Recht auf Militärfreiheit aufgehoben war, während es in der türkischen Dobrudscha noch bestand. Diesen Einwanderern mußte es vorkommen, als seien sie vom Regen unter die Traufe geraten. Die alten wie die jungen Dobrudschadeutschen mußten nun erkennen, daß die Militärfreiheit vom Strudel der geschichtlichen Ereignisse verschlungen war. Was gewesen, kehrt nicht wieder, auch wenn man oft und gern daran zurückdenkt.

Was hatte nun zu geschehen? Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder bleiben und sich dem Unvermeidlichen fügen oder abermals den Wanderstab in die Hand nehmen, um ein Land zu suchen, in welchem derartige Forderungen an sie nicht gestellt werden würden. Aber wo lag dieses Land? Und welcher Staat würde für einen Teil seiner Untertanen eine so bedeutsame Ausnahme machen?

Eine weitere Einschränkung des bisherigen Lebensraumes betraf das Schulwesen. Auch hier war es mit der goldenen Freiheit und Selbständigkeit vorbei. Dafür tauchte ein neues und gänzlich fremdes Wort auf: Schulzwang. Und in Verbindung damit die unbequeme Drohung, daß die Eltern für unbegründete Schulversäumnisse ihrer Kinder Strafen zu gewärtigen hätten.

Nun hätten die Dobrudschadeutschen wohl einen Teil ihrer bisherigen Selbständigkeit auf diesem Gebiete retten können. Denn das im Frühjahr 1880 erlassene Organisationsstatut für die Dobrudscha gab die Möglichkeit, eigene Gemeindeschulen mit deutscher Unterrichtssprache zu eröffnen und zu erhalten, wobei für die Erlernung der rumänischen Sprache eine ausreichende Stundenzahl einzuräumen sei⁷⁹. Allein diese Möglichkeit auszunutzen, ging völlig über die Kraft der einzelnen Gemeinden. Woher die Lehrkräfte und das Unterrichtsmaterial nehmen? Denn die bisherigen und sehr bescheidenen Schuleinrichtungen konnten vor den Anforderungen des Gesetzes nicht bestehen.

Das in Zukunft auch in einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache die Landessprache gründlich erlernt werden müsse, war ja schon um der jungen Leute willen notwendig, die über kurz oder lang unter rumänischem Kommando und in Gemeinschaft mit rumänischen Kameraden mehrere Jahre hindurch die Dienstpflicht würden erfüllen müssen. Und bei der ganz anderen Art der Staatsverwaltung würde jeder einzelne Bauer viel öfter mit Behörden in Berührung kommen als es bisher der Fall gewesen war. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hatte Lehrer Horn in Atmadscha angefangen, sich selbst die rumänische Sprache anzueignen, um sie sodann seine Schüler lehren zu können. Allein es fehlte damals noch an Lehrbüchern, welche in deutscher Sprache die nötigen Hinweise und Erläuterungen gaben.

Da nun für die Dobrudschadeutschen eigene Schulen nicht in Betracht kamen, so griff der Staat ein und führte im Laufe der ersten Jahre nach der Besitzergreifung der Dobrudscha überall die Staatsschule ein. Dies aber bedeutete, daß aller Unterrichtsstoff in der Landessprache und, besonders in Geschichte und Erdkunde, vom rumänischen Standpunkte aus dargeboten wurde. Wo schon ein brauchbares Schulhaus bestand, wurde es vom Staat für seine Zwecke in Anspruch genommen. Wie sollten nun unter diesen Umständen die Kinder in Religion und Deutsch unterrichtet werden? Daß dies geschehen müsse, stand außer Zweifel. So kam es denn zu jener bereits erwähnten Notlösung, daß an den Unterricht der Staatsschule täglich ein bis zwei Stunden Unterricht in Religion und Muttersprache ange-

⁷⁹ Monitorul Oficial (Staatganzeiger) Nr. 57 vom 9./21. März 1880. S. 1582f.

hängt wurden. Auch wegen dieser bescheidenen Regelung kam es hin und wieder zu Spannungen; denn da sie gesetzlich nicht verankert war, so hing das Ausmaß dieser Stunden von dem jeweiligen Schulinspektor ab. So wurde in Atmadscha plötzlich im Sommer dieser Unterricht ganz unter sagt, und es bedurfte besonderen Einschreitens bei dem zuständigen Ministerium, daß diese Verfügung rückgängig gemacht wurde. So war auch in Bezug auf das Schulwesen die Welt ganz anders geworden.

Ein Lebensgebiet jedoch, das kirchliche Leben, blieb von staatlichen Eingriffen unberührt. Allen Bewohnern der Dobrudscha war bei der Besitzergreifung ausdrücklich das Recht auf freie Ausübung der Religion zugesagt worden und die evangelischen Gemeinden konnten auch fernerhin mit dem Evangelischen Oberkirchenrat in Verbindung bleiben; auch die Tätigkeit der aus Deutschland zugesandten Pfarrer und Diakonen ist in keinerlei Weise eingeschränkt oder eingeengt worden. Die katholischen Gemeinden kamen im Jahre 1883 unter die Obhut des in diesem Jahre geschaffenen Erzbistums Bukarest und erhielten von dort deutschgebildete Priester. Zur Erhaltung der kirchlichen Gebäude erhielt jede Gemeinde bei der allgemein durchgeführten Landvermessung ein fünf Hektar umfassendes Grundstück.

Im übrigen brachte diese, mit der die Überprüfung der bisherigen Besitzverhältnisse und Verteilung des noch verfügbaren Landes verbunden war, sehr viel Unruhe und Mißstimmung; hier ging es ja an den Lebensnerv der deutschen Bauern. Es handelte sich um eine Maßnahme, die durch den Wandel der Verhältnisse notwendig geworden war, die aber den einzelnen Bauern aus der Gleichmäßigkeit seines Lebens und Arbeitens aufstörte, zumal wenn die Art und Weise, mit der diese Maßnahme durchgeführt wurde, Unwillen und Widerspruch erregte.

Jeder Bauer hatte die ihm von der türkischen Regierung einstmals aus gestellten Eigentumsnachweise, Tapyzettel genannt, vorzulegen, die, falls ihre Richtigkeit festgestellt werden konnte, gegen vollgültige rumänische Besitztitel umgetauscht wurden. Aber nicht jeder konnte auf diese Art sein Eigentumsrecht nachweisen; vielleicht hatte er sich nicht darum gekümmert und dessen Beschaffung auch nicht für notwendig gehalten, weil er, ohne von der damaligen Obrigkeit behelligt zu sein, den Acker hatte bebauen können. Nun sollte ihm, nur weil ihm ein Papier fehlte, das Land, das er im Schweiß seines Angesichtes, vielleicht schon viele Jahre bearbeitet, gegebenen Falls sogar erst urbar gemacht hatte, verloren gehen, ihm und seinen Nachkommen die Existenzgrundlage geschmälert oder ganz entzogen werden, obwohl die gesamte Dorfgemeinschaft es einhellig hätte bezeugen können, daß er sich durch seiner Hände Arbeit ein Recht auf dieses Land-

stück erworben habe. Aber hier siegte der kalte Buchstabe des Gesetzes über das persönliche Empfinden des Bauern und dies war schwer zu verwinden. Andere gaben nur einen Teil ihrer Tapyzetteln ab, da man fürchtete, es würde je nach der Größe des Besitzes eine Kriegssteuer auferlegt werden. Als sich diese Befürchtung als grundlos erwiesen hatte, war das betreffende Landstück als herrenlos bereits vergeben und Ersatz dafür war nicht zu erwarten⁸⁰. In manchen Ortschaften verzögerte sich die Landvermessung und Bodenzuteilung für die Deutschen, weil zunächst Rumänen, die im Unabhängigkeitskriege gekämpft hatten, in den Dörfern der Dobrudscha angesiedelt wurden, wobei sie die besten Acker erhielten. Der Staat wollte hierdurch den Anteil der rumänischen Bevölkerung in dieser seiner neuen Provinz steigern. Dies hat lange Jahre hindurch sich immer wieder ereignet und die deutschen Bauern, die trotz gegebener Zusagen immer wieder zurückstehen mußten, haben mit den erlittenen Enttäuschungen schwer ringen müssen.

Als schließlich und endlich das noch herrenlose Land vermessen und verteilt wurde, erhielten in den älteren Dörfern die ärmeren Bauern, die weniger als 10 Hektar besaßen, das bis zu diesem Umfange noch Fehlende zugesprochen; wer mehr besaß, wurde in seinem Besitzstande bestätigt.

Besser erging es den deutschen Bauern in den erst kurz vor dem Kriege entstandenen Dörfern. Hier dehnte sich die Steppe, durch Hügel und Wälder nicht eingeengt, nach allen Seiten weit hinaus und zu dem an und für sich noch verfügbaren Lande kam noch der Besitz der ausgewanderten Taren hinzu. So konnte es geschehen, daß aus jedem Kopf der Bevölkerung 10 Hektar Land zugeteilt wurden; jedoch sollte keine Familie mehr als 50 Hektar ihr eigen nennen. Für alles neugeteilte Land mußten 25 Jahre hindurch Abgaben an den Staat geleistet werden.

Die Regelung der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse bedeutete für die Dobrudschadeutschen zugleich die Anerkennung als vollberechtigte rumänische Staatsbürger. Denn nur solche durften auf dem Lande Eigentum erwerben und besitzen. Es wäre daher für sie ein unberechenbarer Schaden gewesen, wenn, wie viele es planten, in Erinnerung an die mancherlei Hilfe, die ihnen im Laufe der Zeiten von den Vertretern des österreichisch-ungarischen Konsulates zu Tultscha zu Teil geworden war, sich österreichische Pässe hätten verschaffen können oder wenn, wie andere es wünschten, sie deutsche Schutzgenossen geworden wären. Als Ausländer hätten sie Haus und Wirtschaft aufgeben müssen.

⁸⁰ Adam a.a.O. S. 84.

Daß aber solche Gedanken und Wünsche aufkommen und die Gemüter lebhaft beschäftigen konnten, beweist wie nichts anderes die innere Unsicherheit, mit der die Dobrudschadeutschen den neuen Verhältnissen gegenüberstanden und wie schwer es ihnen fiel, in dem andersgearteten Leben sich zurecht zu finden. Sie hatten wohl gehofft, mit der Beschaffung ausländischer Pässe ihr Eigenleben in die neue Zeit hinüberretten und wie auf einer Insel weiterführen zu können. Daß eine solche Möglichkeit ausgeschlossen war, hatte ja schon einige Jahre zuvor der Gouverneur von Tultscha mit aller Deutlichkeit erklärt.

»Wir haben keine Freiheit mehr«. In diesem Urteil, das ein Deutscher, der um die Mitte der achtziger Jahre die deutschen Siedelungen in der Dobrudscha besuchte, immer wieder gehört hat, ist in wünschenswertester Kürze zusammengefaßt, wie die dortigen Deutschen ihre Lage in dem neuen Staate ansahen⁸¹. Sie waren ja auch aus der ungeheuren Weite des türkischen Reiches in den vergleichsweise engen Raum des Fürstentums Rumänien versetzt und der dadurch verursachte gründliche Wechsel der Verhältnisse hat tief und schmerzhaft in die konservative Grundhaltung der deutschen Bauern eingegriffen und man muß bedenken, daß dies, besonders an langen Winterabenden immer wieder Gegenstand des Gespräches im Hause und mit den Nachbarn gewesen ist; da alle in ihrem Urteil übereinstimmten, so war jeder für sich selbst immer mehr davon überzeugt, vollkommen Recht zu haben. Eine gegenteilige Stimme, die sorgfältig das Für und Wider gegeneinander hätte abwägen können, war nicht zu hören und so ist denn gelegentlich auch wieder von Abwanderung gesprochen worden. Thessalien war als neue Heimat ausersehen, aber nur wenige Familien haben tatsächlich die Dobrudscha verlassen. Sie zogen im Jahre 1883 nach Kleinasien, wo sie von einem griechischen Großgrundbesitzer Land pachteten, der sie aber um den Ertrag ihrer Mühlen gründlich betrog, so daß sie nach wenigen Jahren, aber völlig verarmt, in die Dobrudscha zurückkehrten.

Etwa um die gleiche Zeit, in der diese Abwanderung erfolgte, ist versucht worden, dem König eine Beschwerdeschrift zu überreichen. Die Abgesandten trafen ihn jedoch nicht an und mußten unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Schließlich haben aber die Zeit und die Arbeit sich als große Helferinnen erwiesen und das Einleben vermittelt. Es war ja die gleiche Arbeit, die sie einst getan haben und die sie jetzt wieder leisten mußten — es war der gleiche Acker, den sie früher schon bebaut hatten und der jetzt wieder ihre Arbeitskraft in Anspruch nahm. Und so sind die Dobrudschadeutschen

⁸¹ Schwarz a.a.O. S. 84.

treue und gehorsame Söhne des Landes geworden, in welches der Gang der Geschichte sie hineingestellt hat.

*

Bald nach der Besitzergreifung der Dobrudscha durch den rumänischen Staat wurde den ausgewanderten Tscherkessen und Tataren die Rückkehr verboten. Langsam setzte in den deutschen Dörfern die Aufbauarbeit dort wieder ein, wo sie durch den Krieg unterbrochen war. In Karamurat fanden sich zahlreiche Familien wieder zusammen, die bisher in den umliegenden Dörfern gewohnt hatten und so gilt das Jahr 1878 als das Jahr der Gründung der dortigen katholischen Kirchengemeinde. Andere Familien versuchten ihr Glück in der Nähe von Tultscha. Aber das Klima in dem von ihnen gewählten Orte Pobla³ war ungesund und die Leute litten an Fieber. Daher zogen sie nach einigen Jahren von dort wieder ab und ließen sich nördlich von Karamurat in dem Dorfe Kulelia nieder. Zu ihnen gesellten sich einige aus Malkotsch gekommene Familien. »Wirtschaftlich ist es dieser Gemeinde niemals gut gegangen. Der Boden ist steinig und unfruchtbar und das Gebiet wird noch häufiger von dürren Sommern heimgesucht als die übrigen Gemeinden am Schwarzen Meer«⁸². Die Gemeinde zu Malkotsch konnte im Jahre 1882 ihre schöne, von einem ragenden Turme gekrönte Kirche einweihen.

Auch die deutschen Bauern, die sich ursprünglich in Fachri niedergelassen hatten, ihr Dorf aber der Kriegereignisse wegen verlassen mußten, kehrten im Jahre 1884 aus Kodschelak, wohin sie gezogen waren, wieder in ihren alten Wohnort zurück.

Da in den nördlich gelegenen Dörfern, besonders in Atmadscha und Tschukurowa, allmählich Landmangel eintrat, sahen sich die jungen Familien genötigt, von dort abzuziehen und sich in anderen Gegenden der Dobrudscha niederzulassen. So entstand im Jahre 1881 in dem vor den Toren der Stadt Konstanza gelegenen, in bunter Mischung von Rumänen, Türken, Tataren, Bulgaren, Griechen und Zigeunern bewohnten Dorfe Anadolchioi ein deutscher, allerdings nur aus einer Straße bestehender Ortsteil. Veranlassung, sich gerade hier anzusiedeln, war die Möglichkeit, in der nahe gelegenen Stadt guten Absatz für die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft zu finden. Denn unter der rumänischen Herrschaft verwandelte sich das bisher gänzlich vernachlässigte Türkenstädtchen Küstendsche in eine lebhaft bewegte Hafenstadt, die sich stark in den internationalen Handel einschaltete und im Sommer je länger je mehr von Badegästen ausgesucht wurde. Die Nähe der Stadt hatte jedoch den Nachteil, daß »der konservative deutsch-

³ Könnte Pošta gemeint sein? https://ro.wikipedia.org/wiki/Po%C8%99ta,_Tulcea

⁸² Starke a.a.O. S. 47.

bäuerliche Charakter, der sich sonst überall so treu geblieben ist, in mancher Beziehung sich abgeschwächt hat. Dies beweist auch der Umstand, daß hier, in schroffem Gegensatz zu allen übrigen Kolonien, recht häufig völkische Mischehen geschlossen wurden«⁸³.

In etwas weiterer Entfernung, 13 Kilometer nordwestlich von Konstanz, entstand in einer von Tataren verlassenen Siedlung das Dorf Horoslar. Seine Gründer waren auf dem Umwege über Jakobsonstal und Neu-Plotzk dorthin gekommen. Einzelnen dieser Ansiedler ist es wirtschaftlich sehr gut gegangen, so daß mehrere es zu Großgrundbesitz gebracht haben.

Der nie versiegende Strom der Einwanderer ließ im Jahre 1881 15 Kilometer nördlich von Konstanz neben einer Tatarensiedlung das Dorf Kodschali entstehen. Der Anfang war hier besonders schwer. Noch im Herbst 1883 herrschte hier das größte Elend. »Fast die Hälfte der Häuser, etwa 11 an der Zahl, war noch nicht ansgefertigt, bei vielen fehlten Fenster und die Türen, ja selbst die Bedachung, weil der Primar den Leuten im Sommer verboten hatte, Schilf zu schneiden. Als dann nach vielem Laufen und Petitionieren auf Intervention des Präfekten von Konstanz die Erlaubnis erteilt worden war, war der Herbst fast zu Ende und viele von den Kolonisten lagen infolge des Schilfschneidens in den Sümpfen an typhösem Fieber darnieder, ohne Rat und Hilfe, fast unter freiem Himmel«⁸⁴. In Kodschali hatte es große Schwierigkeiten mit der Landzuteilung gegeben. Es waren 10 Hektar Land versprochen, aber immer noch nicht abgemessen. Ebenso war ihnen die Anlage von Gemüse- und Weingarten untersagt, obwohl alljährlich Bulgaren kamen, Land pachteten und das geerntete Gemüse vorteilhaft in der Stadt verkauften, um dann mit gefülltem Geldbeutel im Herbst nach Hause zurückzukehren. Dazu kam die bittere Erfahrung, daß Grundstücke, die von den deutschen Bauern schon bearbeitet waren, ihnen wieder genommen und entweder reichen Leuten oder Beamten zugeteilt wurden. Eine Möglichkeit, zu höheren Amtsstellen vorzudringen und ihre Klagen anzubringen, bestand für sie nicht.

Diese verhältnismäßig eingehende Schilderung verdanken wir dem damals in Bukarest tätig gewesenenen evangelischen Pfarrer Willibald Deutschländer, der nach diesem Besuch in der Bukarester »Deutschen Zeitung« einen Hilferuf erließ, welcher von der in Frankfurt am Main erscheinenden deutschen Kolonialzeitung und von da in die »Weltpost« übernommen wurde. Als bald gingen sowohl aus Deutschland wie auch aus den evangelischen Gemeinden Rumäniens beträchtliche Geldspenden sowie Kisten mit

⁸³ Träger a.a.O. S. 95.

⁸⁴ Willibald Deutschländer, Geschichte der evangelischen Gemeinden in Rumänien. Leipzig 1891. S. 235.

Winterkleidern ein; ferner wurden junge Obstbäume, auch Stachel- und Johannisbeerbüsche übersandt. So war es möglich, daß die Häuser rasch fertiggestellt werden konnten. Nachdem in dem folgenden Jahre die Landverteilung erfolgt war, kam die Kolonie rasch vorwärts.

Pfarrer Teutschläuder war zu einem Besuche nach Kodschali gekommen, als er im Herbst 1883 eingeladen war, in Konstanza die Predigt anlässlich des vierhundertsten Geburtstages Martin Luther's zu halten. Denn in Konstanza hatte sich eine kleine Gemeinde gebildet, bestehend aus einer Anzahl deutscher Familien, die jedoch nicht bessarabischer Herkunft waren. Mit dieser Gemeinde vereinigten sich die in Anadolchioi wohnhaften evangelischen Bauern und am Neujahrstage 1883 hatte in einem Bauernhause der erste Gottesdienst stattgefunden. Sehr bald wurden die Gottesdienste in die Stadt verlegt, aber mangels eines geeigneten Raumes mußte man zunächst damit zufrieden sein, daß ihr die aus Wellblech erbaute Waschanstalt des größten, damals in Konstanza vorhandenen Hotels zur Verfügung gestellt wurde, dessen Direktor Pleuß aus Braunschweig stammte. Am Sonntagmorgen wurden die Waschmulden, Kessel, Eimer usw. an die Wände gestellt, Sitzgelegenheiten herbeigeschafft und ein Altar aufgebaut. Im Winter, wenn durch alle Fugen dieses Häuschens der eisige Wind piff und knietiefer Schnee lag, mußte der Gottesdienst des öfteren ausfallen. Und im Sommer war unter dem Wellblechdach die Hitze kaum erträglich.

Das Unwürdige dieses Zustandes führte schon ein Jahr darauf zum Ankauf eines gut gelegenen Grundstückes; die Stadtverwaltung hatte es zu ermäßigtem Preise abgegeben, aber damit die Bedingung verbunden, daß es in den nächsten Jahren bebaut werde. Allein dazu waren zunächst keinerlei Mittel vorhanden.

Die in den letzten Jahren erfolgte beträchtliche Vermehrung der evangelischen Siedelungen machte die endliche Wiederbesetzung der Pfarrstelle zu Atmadscha dringend notwendig. Wohl waren seit der im Jahre 1875 eingetretenen Pfarrvakanz die Geistlichen der Gemeinden Galatz und Braila in regelmäßigen Zeitabständen durch die Dobrudscha gereist und hatten wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß der nun schon so lange andauernde Zustand nicht länger bestehen dürfe; sie hatten sogar schon die Anstellung eines zweiten Geistlichen vorgeschlagen, der die seit Beginn der zweiten Einwanderung entstandenen Dörfer zu betreuen hätte. Auf einem daraufhin im Jahre 1883 erfolgten Aufruf zur Bewerbung um die Pfarrstelle zu Atmadscha war keine Meldung eingegangen; erst im Jahre 1886 konnte der einst in China als Missionar tätig gewesene, aber nicht mehr voll tropendienstfähige Pfarrer Pritzsche entsandt werden. Auf ihn wartete ein ge-

rüttelt Maß von Arbeit.

Abb. 8 Katholische Kirche in Kulelia

Abb. 9 Katholische Kirche in Karamurat

Über ein Jahrzehnt hatte die eigentliche pfarramtliche Tätigkeit geruht und der durch die Person des Geistlichen vermittelte Zusammenhang unter den Gemeinden hatte vollkommen gefehlt. Jede hatte inzwischen ihr Eigenleben geführt und durch das Anwachsen der evangelischen Bevölkerung waren ganz neue Verhältnisse entstanden. So wurde es für Pfarrer Pritzsche notwendig, viel unterwegs zu sein und Atmadscha war seiner Lage nach für die sich jetzt bis nach Konstanza hin erstreckende Arbeit denkbar ungeeignet. Wenn auch von einer Unsicherheit der Wege nicht mehr die Rede sein konnte, so stand doch für die weiten Reisen nur der federlose offene Bauernwagen zur Verfügung

Während die neuen Ansiedelungen in der Mitte der Dobrudscha erfolgt waren, hatte sich sieben Kilometer nördlich von Atmadscha eine deutsche Siedelung in Ortachioi gebildet, einem von den früheren türkischen Bewohnern fast ganz verlassenen Dorfe. Daher waren die deutschen Bauern, deren Zahl im Jahre 1892 auf 121 Seelen angegeben wird, fast ganz unter sich, bis von der Regierung in großer Menge Veteranen in das Dorf gebracht wurden, so daß die Rumänen allmählich die Mehrheit bildeten und die deutschen Bauern ganz zurückgedrängt wurden. So kam es zur Abwanderung; die meisten gingen nach Amerika, andere zogen es vor, nach Rußland zurückzukehren. Nur sehr wenige Familien blieben zurück⁸⁵.

Im allgemeinen haben sich die neuentstandenen Siedelungen wirtschaftlich gut entwickeln können. Allerdings haben sie, wie wir gesehen haben, sich manche Zurücksetzung und ungerechte Behandlung gefallen lassen müssen, so daß es nicht nur bittere Enttäuschungen gab, sondern an manchen Orten auch der Entschluß reifte, der Dobrudscha wieder den Rücken zu kehren. So hat sich die anfangs erfreulich gestiegene Zahl der Dobrudschadeutschen durch Abzug, meist nach Amerika, immer wieder gemindert. Im Jahre 1883 hörte der Zuzug aus Rußland ganz auf; es ist nicht unmöglich, daß man dort von den mancherlei Schwierigkeiten gehört hat, mit denen die in die Dobrudscha Neueingewanderten zu kämpfen hatten. Da aber einige Jahre darauf die Lage der rußlanddeutschen Kolonisten sich abermals verschlechterte, so wurde die Dobrudscha doch wieder das Ziel einer neuen Einwanderung.

⁸⁵ Träger a.a.O. S. 100.

II.

Von der dritten Einwanderung bis zum Beginn des ersten Weltkrieges 1890—1914

»Im Jahre 1890 beginnt eine neue Reihe deutscher Koloniegründungen. Durch die südrussischen Dörfer geht abermals eine starke Bewegung zur Abwanderung, stärker als alle früheren. Die Politik der russischen Regierung, die bereits anfangs der siebziger Jahre zur Vernichtung aller Vorrechte der deutschen Einwanderer geführt hatte, hatte sich in gleicher Richtung weiter entwickelt. Nationalistische Strömungen waren in Rußland lebendig geworden und zu Einfluß gekommen; sie bedrohten immer mehr das nationale Eigenleben der deutschen Kolonisten und verleiteten ihnen den Aufenthalt im Zarenreiche. Von verschiedenen, damals in die Dobrudscha Gekommenen wurde mir als Grund ihres Abzuges aus Rußland hauptsächlich ein neues, 1890 erlassenes Gesetz angegeben, das allen Päßlern, d. h. allen, die noch einen ausländischen Paß besaßen, nicht bloß jede Erwerbung von Grund und Boden verbot, sondern auch das Ackern und Säen auf russischem Boden überhaupt. Damit war auch die Möglichkeit zur Bearbeitung von Pachtland abgeschnitten. Andere Maßnahmen der Russischen Regierung erschwerten den Bau neuer Kirchen in den Kolonien und richteten sich vor allem gegen die deutschen Dorfschulen, 1891 wurden diese der freien Verwaltung der Gemeinden entzogen und das Russische zur Hauptunterrichtssprache gemacht.

Tausende von deutschen Kolonisten haben damals die russischen Steppen verlassen und sind nach den Vereinigten Staaten und Kanada gegangen. Ein Teil wandte sich wieder der Dobrudscha zu⁸⁶.

Die bedeutendste dieser Neugründungen ist Kobadin gewesen, südlich von der die Dobrudscha durchquerenden, von Bukarest nach Konstanza führenden Bahnlinie, gelegen. Hier faßten die einstigen Bewohner von Neu-Plotzk festen Fuß. Sie hatten die zweite Siedelung dieses Namens im Jahre 1886 aufgeben müssen; es war ihnen dort wirtschaftlich nicht schlecht ergangen, trotzdem die Wasser des unweit entfernten Flusses Buzeu sich zweimal bis in ihre Wohnungen ergossen hatten. Als sie Rußland verließen, hatten sie ihre bisherige Staatsangehörigkeit aufgegeben; »um nicht ganz ‚Niemandskinder‘ zu sein, wurden sie durch Vermittelung des deutschen Vizekonsuls in Braila ‚deutsche Schutzgenossen‘«; die rumänische Regierung ließ sie jedoch wissen, daß sie als solche nicht das Recht hätten, Grund und Boden zu erwerben oder auch nur zu pachten. Nur einer von ihnen, Michael Leyer, erwarb die rumänische Staatsbürgerschaft. So

⁸⁶ Träger a.a.O. S. 103.

kehrten sie denn nach Rußland zurück; aber auch hier konnten sie als Ausländer oder Staatenlose nicht bleiben, es sei denn, sie wären in die Stadt gezogen und hätten dort einen Beruf ausgeübt. Da sie aber Bauern waren und bleiben wollten, so richteten sie ihr Augenmerk nunmehr auf die Dobrudscha, wo sie auf zwei Reisen Umschau nach einer geeigneten Ansiedlungsmöglichkeit hielten. Auf der zweiten, im Mai 1890 unternommenen Reise beschlossen sie, irgendwo in der Nähe von Konstanza sich niederzulassen und im Herbst des gleichen Jahres entschieden sie sich nach eingehender Prüfung für das neben dem von Tataren bewohnten Dorfe Kutbudin gelegene Land, das Michael Leyer als der einzig dazu Berechtigte ankaupte. Unter dem wohl von rumänischen Beamten willkürlich veränderten Namen Kobadin ist das hier entstandene Dorf in die Geschichte des Dobrudschadeutschthums eingegangen.

Am Anfang dieser Geschichte steht eine Abmachung, die allen daran Beteiligten zur vollen Ehre gereicht; ihre Namen sollen daher hier festgehalten werden: Wilhelm Klett, August und Christoph Rösner sowie Emanuel Leyer waren durch Hergabe ihrer Barmittel Mitbesitzer des hier auf den Namen Michael Leyer's gekauften Landes geworden, was rechtlich solange nicht in die Erscheinung treten konnte, bis sie nicht in den Besitz der rumänischen Staatsbürgerschaft gelangt waren. Ein einfacher Handschlag genügte, um zunächst den verschiedenen Einzahlungen entsprechend Gewinn und Verlust gewissenhaft zu teilen. Als späterhin die gesetzlichen Vorschriften erfüllt waren, hat sich diese Gemeinschaft in Eintracht und Frieden aufgelöst⁸⁷.

Wie stark gleichzeitig die Auswanderung aus Rußland war, beweist die Tatsache, daß in den Jahren 1890/91 in der südlicheu Dobrudscha noch sieben andere Dorfgründungen erfolgten. Nicht alle sind von dauerndem Bestande gewesen. Zwei von ihnen mußten wieder verlassen werden, weil das von den deutschen Bauern als Eigentum erhoffte Land an Veteranen aus dem Unabhängigkeitskriege vergeben wurde. Zu diesen Ortschaften gehörte das von katholischen Bauern bewohnte Dorf Valala, die nach zehnjähriger Arbeit von dort wieder abziehen mußten. Sie hatten sich bereits ein Bethaus erbaut und eine Schule eingerichtet. Sie haben sich sodann in dem südlich von Konstanza unmittelbar am Ufer des Schwarzen Meeres gelegenen Dorfe Manschapunar niedergelassen und von einem dort begüterten rumänischen Großgrundbesitzer Land gepachtet.

⁸⁷ Leyer a.a.O. S. 10.

Das gleiche Schicksal hatte die zur selben Zeit entstandene Siedlung Karatschikula, die sich rasch zu einem von über 40 Familien bewohnten Dorfe entwickelte und ihren Stolz darein setzte, für den Unterricht ihrer Kinder einen Lehrer aus Deutschland zu berufen. Auch hier wurde das den Deutschen zugesagte Land an Veteranen vergeben und die Enttäuschung war so groß, daß ein Großteil der bisherigen Bewohner das Land Rumänien überhaupt verließ; der Rest verteilte sich auf verschiedene andere deutsche Ortschaften.

Ein Alter von etwa 18 Jahren erreichte die in der gleichen Gegend gelegene Siedlung Osmanfaka, je zur Hälfte von evangelischen und katholischen Bauern bewohnt. Zu den ersteren gehörten einige Familien, die aus Wolhynien gekommen waren. Sie hatten alle von einem Gutsbesitzer Land gepachtet; da nach dessen Tode der Vertrag nicht erneuert wurde, so gingen 15 Familien nach Amerika, die übrigen wandten sich in die Nähe von Konstanza, wo sie sich in der Ortschaft Palas-Mare niederließen.

Dagegen hat das Dorf Sarighiol, das von den übrigen neuentstandenen Dörfern ein wenig abgelegen war und sich auch im Jahre 1890 bildete, bis zur Umsiedelung bestanden. Nach langem und zum Teil enttäuschendem Warten erhielt jede Familie 15 Hektar zugeteilt; aber zu nennenswertem Wohlstande ist keine von ihnen gelangt.

Etwa 40 aus Bessarabien eingewanderte Familien haben sich in Osmantscha niedergelassen. Die Erwartungen, daß man ihnen hier das nötige Land zuteilen werde, erfüllten sich nicht und so löste sich die Kolonie wieder auf und man suchte anderswo ein Unterkommen. Fünf Kilometer nördlich von Konstanza schufen Einwanderer die Kolonie Neue Weingärten,⁴ die bei der Nähe der Stadt sich wirtschaftlich gut entwickelte. Im Gesamtgefüge des Dobrudschadentschums nahm sie insofern eine Sonderstellung ein, als ein großer Teil der hier ansässig gewordenen Deutschen der Sekte der Adventisten angehörte.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß sich in dem auch am Ufer des Schwarzen Meeres gelegenen Städtchen Mangalia deutsche Familien niederließen, deren Zahl durch Zuzug und Abwanderung häufigen Schwankungen ausgesetzt war. Der größere Teil der hier lebenden deutschen Familien bekannte sich zum Baptismus.

⁴ Welchem Irrtum unterliegt Petri hier? Neue Weingärten, rumänisch **Viile Noi**, liegt etwa 4 km süd-westlich von Konstanza und ist heute ein eingemeindeter Vorort der Stadt

Eine kleine deutsche Siedelung entstand in Ebechio; die dort lebenden Bauern arbeiteten zumeist auf gepachtetem Land.

Die große Volksbewegung unter den Dobrudschadeutschen wurde in den allernächsten Jahren noch durch die Gründung von Tochterkolonien vermehrt. In den nördlichen Dörfern war für jüngere Söhne Land nicht mehr verfügbar. So entstand im Jahre 1892, nicht allzuweit von der rumänisch-bulgarischen Grenze entfernt, das Dorf Mamuslia, wo jeder Ansiedler — sie stammten aus Atmadscha und Tschukurowa — 25 Hektar erhielt. In Bezug auf die Landverteilung war ihre Lage also günstiger als die der letzthin Eingewanderten; sie waren alle schon in der Dobrudscha geboren und hatten im rumänischen Heere ihrer Dienstpflicht genügt. Das Dorf hat sich gut entwickelt, da der zugeteilte Boden gut und ertragfähig war. Auch hier hat man Wert darauf gelegt, aus Deutschland oder Österreich ausgebildete Lehrer zu berufen.

Ganz im Gegensatz dazu sind die Deutschen, die in Sofular unweit von Kobadin sich niederließen, nicht zu eigenem Besitz gekommen. Sie hatten zunächst in verschiedenen anderen Dörfern ihr Glück versucht — in Sosular haben sie ihr Leben als Kleinpächter oder Tagelöhner gefristet. Zwei aus Kobadin stammende Kolonistensöhne haben es dort zu ausgedehntem Besitz gebracht und ihren Volksgenossen Gelegenheit zur Pachtung und Arbeit gegeben. Es wird verständlich sein, daß eine Anzahl von Familien nach Amerika gegangen ist.

Ein wenig südlich von Manschapunar entstand Klein-Manschapunar, eine von evangelischen Bauern angelegte Kolonie. Sie gehörten zu den einstigen Bewohnern von Osmantscha.

*

Diese starke, innerhalb von wenigen Jahren erfolgte Vermehrung nicht nur des Dobrudschadeutchtums, wobei die Evangelischen weitaus in der Überzahl waren, sondern auch der von ihnen bewohnten Ortschaften machte die Frage ihrer seelsorgerlichen Betreuung äußerst dringlich. Für die Katholiken bestand in Konstanza bereits ein Pfarramt, das im Jahre 1861 gegründet war, allerdings nicht durch Deutsche bessarabischer oder südrussischer Herkunft.

Nun wurde im Sommer 1892 durch den evangelischen Oberkirchenrat ein Pfarrer nach Konstanza entsandt, mit dessen Amtseinführung die Grundsteinlegung des Gemeindehauses verbunden war. Man hatte sich entschlossen, den Bau wenigstens zu beginnen, um der Verpflichtung nachzukommen, welche die Stadtverwaltung mit der Ermäßigung des Grundstückspreises gestellt hatte, obwohl nicht mehr als etwa ein Sechstel der notwen-

digen Bausumme vorhanden war. Der Plan sah aus Ersparnisrücksichten Pfarrwohnung und Betsaal unter einem Dache derart vor, daß erstere im Erdgeschoß gelegen war und der letztere das obere Stockwerk einnahm. Es war vorgesehen, daß, falls späterhin ein eigenes Pfarrhaus erbaut werden könnte, die Zwischenwand herauszunehmen sei, um einen hoch sich wölbenden gottesdienstlichen Raum zu schaffen. Um rasch Mittel zur Fortführung des Baues zu gewinnen, veranstaltete Pfarrer Jancke in Bukarest eine Sammlung bei den dortigen Glaubensgenossen und der damals dort tätige deutsche Gesandte, der spätere Reichskanzler Fürst von Bülow, verschaffte ihm nicht nur eine Audienz bei König Karl, der es an einem Beitrag nicht fehlen ließ, sondern auch bei dem Landwirtschaftsminister Peter Carp, der seine Erziehung in Deutschland genossen hatte. Ihm trug Pfarrer Jancke die Bitte vor, von dem in der mittleren Dobrudscha noch verfügbaren Lande zur Erhaltung des evangelischen Pfarramtes zu Konstanza ein ausreichendes Grundstück zu überweisen. Dem stand allerdings die große Schwierigkeit im Wege, daß die Gemeinde Konstanza die Rechte einer juristischen Person nicht besaß. Diese zu erlangen, sei nur durch ein von beiden parlamentarischen Körperschaften zu beschließendes Gesetz möglich, jedoch sehr unwahrscheinlich. Günstiger und einfacher wäre es, so schlug der Minister vor, durch deutsche vollberechtigte rumänische Staatsbürger Land zu dem erwähnten Zwecke kaufen zu lassen. Pfarrer Jancke konnte bei dieser Gelegenheit von etwa 20 in Anadolchioi wohnhaften deutschen Bauern Gesuche um Landzuteilung überreichen und damit die Bitte verknüpfen, diesen soviel Land zuzuweisen, daß von diesem einige hundert Hektar dem Pfarramte zugute kämen. Der Minister versprach, diese Angelegenheit im Auge behalten zu wollen; allein es verging mehr als ein Jahr, bis die Entscheidung fiel: Zehn Bauern wurden je 60 Hektar zugewiesen, von denen jeder 50 Hektar zur Dotierung der Pfarrstelle abzutreten hatte. Der Kaufpreis samt den Steuern mußte innerhalb von 50 Jahren an den Staat entrichtet werden.

So außergewöhnlich und großzügig diese Überweisung war, so konnte doch die Gemeinde zunächst keine reine Freude an ihr haben. Zunächst mußte in Rechnung gestellt werden, daß die Erträge je nach Gunst oder Ungunst der Witterung allerlei Schwankungen unterliegen würden, so daß man nicht in jedem Jahre mit den gleichen Einnahmen werde rechnen können. Aber die an den Staat alljährlich zu entrichtenden Beträge blieben stets in gleicher Höhe. Dazu kam die Schwierigkeit in der Verwaltung. Man hatte es mit zehn nominellen Besitzern zu tun. Wenn einer von ihnen sterben sollte, so müßte mit den Erben eine neue Vereinbarung getroffen werden. Je länger je mehr erwies es sich als vorteilhaft, wenn man es nur mit einem Strohhalm zu tun habe und nach einigen Jahren trat einer der in

Horoslar wohnhaften deutschen Großgrundbesitzer als Treuhänder ein. Gegen diese Abmachung aber wurde eingewendet, daß es an jeder Möglichkeit fehle, an ihn irgendwelche Ansprüche geltend zu machen, da er ja vor dem Gesetze Eigentümer sei. Um dieses doch sehr beträchtliche Vermögen für das Pfarramt sicherzustellen, wünschte man, er solle auf seinen gesamten Besitz eine Hypothek im Werte des Gemeindelandes aufnehmen. Der Treuhänder aber wies darauf hin, sein geschäftliches Ansehen werde leiden, wenn es bekannt werde, sein Besitz sei recht hoch hypothekarisch belastet. Von dem wahren Sachverhalt durfte die Öffentlichkeit ja nichts erfahren. So stand Ansicht gegen Ansicht und da nicht überall der nötige Takt bestand, um diese durchaus nicht leichte Angelegenheit zur allgemeinen Zufriedenheit zu behandeln, so regte sich allerlei Argwohn und es entstanden unerfreuliche Spannungen, die mehrere Jahre hindurch andauerten.

Wir sind um des Zusammenhanges willen der Entwicklung ein wenig vorausgeeilt und kehren nun zu dem Bau des Gemeindehauses zurück, den wesentlich zu fördern der Oberkirchenrat eine Spende in Höhe von 5 000 Mark bewilligte. Mußten von dieser ja sehr bedeutsamen Summe zunächst inzwischen aufgenommene Anleihen samt den Zinsen zurückgezahlt werden, so blieb doch noch genug übrig, um den Bau weiterzuführen, der im April 1893 bis zum Dachstuhl gediehen war.

Zu diesen Sorgen gesellte sich eine weitere, nicht minder wichtige. Es handelte sich um den Unterricht der deutschen und evangelischen Kinder. Diese waren allerdings nur zum geringeren Teile dobrudschadeutscher Herkunft; die Mehrzahl entstammte Familien, deren Häupter in der rasch aufblühenden Hafenstadt Konstanza lohnende Arbeitsmöglichkeiten gefunden hatten.

Zunächst hatten diese Kinder rumänische Staatsschulen besucht; da in diesen nur vormittags unterrichtet wurde, so stand der Nachmittag zur Erteilung eines Unterrichtes in Deutsch und Religion zur Verfügung. Als aber der Unterricht in den Staatsschulen auf den ganzen Tag ausgedehnt wurde, fiel diese günstige Möglichkeit fort. Die Errichtung und Erhaltung einer eigenen Gemeindeschule war durch die verhältnismäßig große Zahl der hierfür in Betracht kommenden Kinder gerechtfertigt und gewährleistet. Wie aber konnte sich die Gemeinde, die durch den Bau des Gemeindehauses noch schwer belastet war und von dem Gemeindeland vorerst noch nicht allzuviel zu erhoffen hatte, diese Aufgabe erfüllen, deren Dringlichkeit klar vor aller Augen lag? Es fand sich jedoch unerwartet eine reiche Hilfe.

Der aus Aachen gebürtige höhere Eisenbahnbeamte H. W. Pastor, der zu den Gründern der Gemeinde Konstanza gehört hatte und inzwischen nach Bukarest versetzt worden war, hatte die Witwe des einstmals ans Bayern dorthin ausgewanderten Bierbrauereibesitzers Erhard Luther veranlaßt, für den Bau einer Erhard-Luther-Schule in Konstanza 10 000 Lei (8 000 Mark) zu schenken und zu gestatten, die zunächst ausgezahlten 6 00 Lei zur Vollendung des Gemeindehauses zu verwenden, jedoch mit der Auflage, die hierzu in Anspruch genommenen Mittel mit einer Verzinsung von 5% an die Stiftung zurückzuzahlen. So konnte denn am 7. April 1895 der Betsaal eingeweiht werden und die Gemeindekasse war gleichzeitig von der Zahlung einer Miete für die Pfarrwohnung befreit.

Nun war endlich der angesichts der in Konstanza recht zahlreich vertretenen Konfessionen und Religionen besonders unwürdige Zustand beendet, daß eine mit Waschmaschinen und allerlei Gerätschaften angefüllte Wellblechbaracke als gottesdienstlicher Raum dienen mußte.

Nun galt es, die durch die Schenkung der Frau Luther übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Das Jahr 1899 brachte eine völlige Mißernte. Hierdurch geriet das ganze Land in eine schwere wirtschaftliche Not; es fehlten dem Staate nicht nur die zum Ausgleich seines Haushaltes notwendigen Ausfuhr von Getreide, sondern es mußte solches aus dem Auslande eingeführt werden. Aus den Jugenderinnerungen eines in Tariverde großgewordenen Deutschen erfahren wir hierüber, daß sein Vater von acht Pferden drei habe verkaufen müssen, ebenso seine 25 Schafe und die beste Milchkuh. »Im Frühjahr beim Säen war es staubtrocken; trotzdem wurde das ganze Land eingesät, auf Regen hoffend. Mais setzen konnte man nicht — es war zu trocken. Man konnte nicht mehr ackern, so hart war der Boden geworden. Nach längerer Zeit verstockte die Saat in der Erde und es gingen nur einzelne Körner auf. Es gab kein Stroh und kein Gras, nur Unkraut, das im Sommer mit der Harke zusammengemacht wurde. Das war das Futter über den Winter. Die Pferde wurden billig; es gingen auch viele Pferde ein wegen Futtermangel. Im Frühjahr 1900 fielen morgens Pferde beim Aufs-Feld-fahren vor Mattigkeit auf der Straße nieder. Man mußte den Tieren aufhelfen, daß sie wieder auf das Feld laufen konnten. Wie dabei die Arbeit ausfiel, kann man sich vorstellen. Es gab ja kein Kraftfutter für die armen Tiere! Auch für Saat konnte die Regierung nicht genügend sorgen. Es war zu wenig vorhanden, so daß man nicht das ganze Land bestellen konnte. Gerste wurde aus Österreich und Hafer ans Italien eingeführt«⁸⁸. Unter diesen Umstän-

⁸⁸ Mitteilung des Herrn Ferdinand Schlaps in: Rundbrief der Dobrudschadeutschen März 1954 (Als Handschrift gedruckt).

den konnten die Landgemeinden zur Erhaltung des Pfarramtes keinen Beitrag leisten; es mußte im Gegenteil ihnen selbst geholfen werden. Daher erließ der im Juni 1899 nach Konstanz entsandte Pfarrer Graf in der damals vielgelesenen, von dem ehemaligen Hofprediger Stöcker herausgegebenen Zeitung »Das Volk« einen dringenden Hilferuf. »Über zwölf Monate waren die Wolken festverschlossen, daß sie keinen Tropfen Regen gaben. Der Erdboden, den sengenden Glutstrahlen der Sonne und einer tropischen Hitze ausgesetzt, war völlig aufgesogen und jeglicher Triebkraft beraubt. Wer im Frühjahr und im Hochsommer, also der Zeit des Grünens und Reifens unsere Gegend durchreiste, wird niemals den tristen Anblick vergessen können, der sich ihm darbot. Alles, soweit das Auge reichte, war verbrannt, erstorben. Die sonst üppigen Fluren glichen in des Wortes wahrster Bedeutung toten Sandwüsten, die Wiesen öden Steppen, die Bäume verdorrten Stämmen. Meilenweit war nicht ein einziger grüner Halm, kein grünes Blatt zu erblicken; ja die Trockenheit der Erde war so groß, daß selbst wasserreiche Brunnen austrockneten. An eine Ernte war darum nicht zu denken. Der Ertrag des Feldes und der Viehzucht bildete die einzige Einnahmequelle der deutschen Bauern, die aber diesmal gänzlich versiegte. Der geringe Barbestand aus den vergangenen Jahren sowie der aufgespeicherte Frucht- und Futtermaterial ist bereits aufgezehrt. Weit und breit findet sich kaum ein Käufer, der das Vieh ihnen selbst zu einem Spottpreise abnimmt. Aber es ist rührend, mit welcher christlicher Geduld und Gottergebung sich die Bemitleidenswerten unter ihr hartes Geschick beugen.«

Dieser Aufruf hatte zur Folge, daß etwa 11 000 Mark an Barspenden eingingen; dazu kamen aus den evangelischen Gemeinden Rumäniens große Sendungen von Lebensmitteln und Kleidungsstücken.

Mit dem an gleicher Stelle veröffentlichten Dank verband Pfarrer Graf die Bitte um Beihilfe für den Schulbau; sie verhallte nicht ungehört und so war es möglich, schon im Herbst 1901 die Schule mit 102 Kindern zu eröffnen. Ihre Zahl steigerte sich bis zum nächsten Jahre auf 135; allerdings hatten sich auch fremdstämmige Kinder eingefunden, deren Eltern die Erziehung in der deutschen evangelischen Schule schätzten. Da die deutsche Regierung alljährlich einen größeren Betrag zur Erhaltung der Schule leistete, so war diese hierdurch sowie durch die eingehenden Schulgelder sichergestellt. Auch von dem Landbesitz gingen regelmäßige Einnahmen ein. Waren auch von diesem in der Zeit der Not hundert Hektar verkauft worden, so stellte er auch in diesem verringerten Umfange noch ein sehr beträchtliches Vermögen dar. Der Treuhänder hatte sich inzwischen bereit erklärt, auf die Forderung nach Ausstellung einer Hypothek auf seinen gesamten Besitz nachzukommen. Zur größeren Sicherheit war diese bei der

deutschen Gesandtschaft in Bukarest hinterlegt worden. Dies wurde innerhalb der Gemeinde als Eingriff in ihre Selbstverwaltung angesehen und so gab es neue Unruhe, zumal da keinerlei Klarheit darüber bestand, wer der eigentliche Nutznießer dieses Vermögens zu sein habe. Kam es der Stadtgemeinde Konstanza allein zu Gute oder hatten auch die Landgemeinden, die von Konstanza aus pastoriert wurden, einen Anteil daran? Als die Schenkung erfolgte, befanden sich die Landgemeinden noch in einem durchaus unfertigen Zustande; sie hatten sich aber inzwischen gefestigt und ihre Seelenzahl war so stark geworden, daß sie die der Stadtgemeinde bedeutend übertraf. Sie wiesen darauf hin, die Landschenkung sei zur Erhaltung des Pfarramtes erfolgt und sie hätten den gleichen Anspruch auf den Dienst des Pfarrers wie die Stadtgemeinde; von dieser aber wurde geltend gemacht, es sei ein freiwilliges Entgegenkommen ihrerseits, wenn der Pfarrer auch auf den Dörfern Dienst tue. So stand hier Ansicht gegen Ansicht; eine Entscheidung konnte nur von der Stelle aus erfolgen, die für beide Teile maßgebend war. So kam im Januar 1906 Oberkonsistorialrat Dr. Kapler nach Konstanza und in mehrtägigen Verhandlungen wurde festgesetzt, daß die Stadtgemeinde zusammen mit den umliegenden Dorfgemeinden ein Kirchspiel bilde, dem die Nutznießung des Landbesitzes zukam. Die Vermögensverwaltung wurde einem Generalvorstand übertragen, der sich aus Vertretern aller Gemeinden zusammensetzte und der aus den ihm zur Verfügung stehenden Geldern zunächst das Pfarrgehalt zu bestreiten habe. Sodann sei er für die Erhaltung der Pfarrwohnung und des Betsaales in Konstanza verantwortlich. Diese sehr überlegte Regelung stellte denn auch alle Beteiligten zufrieden und als bald darauf der Treuhänder das Land ankaupte und somit dessen wahrer Besitzer wurde, war auch der letzte Stein des Anstoßes beseitigt. Der Erlös wurde in erststelligen Hypotheken auf landwirtschaftlichen Besitz angelegt. Es gab nun stets sich gleichbleibende Einnahmen und das Kirchspiel Konstanza konnte in Zukunft auf alle bisher erhaltenen Zuschüsse aus der Heimat verzichten. Nun war der Weg frei, um neue Aufgaben in Angriff zu nehmen und so kam man in der Stadt auf den alten Plan zurück, ein eigenes Pfarrhaus zu erbauen und aus der bisherigen Wohnung und dem Betsaal einen großen würdigen kirchlichen Raum zu schaffen.

Für die Landgemeinden sollte in Kobadin ein Konfirmandenheim geschaffen werden. Hier sollten die vierzehnjährigen Kinder aus den Dorfgemeinden neben dem Konfirmandenunterricht einen Winter hindurch Fortbildungsunterricht erhalten. Das hierzu nötige Gebäude wurde im Jahre 1912 errichtet und ein aus dem Rauhen Hause stammender Diakon angestellt. Dies sollte zugleich die Vorbereitung für die Gründung eines Kirchspiels Kobadin sein. Aber alle Pläne mußten zurückgestellt werden, als

Rumänien in den zweiten Balkankrieg verwickelt wurde.

Als erstes, das Herannahen eines schweren Gewitters ankündigendes Zeichen brach im Herbst zwischen den verbündeten Balkanstaaten (Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland) und der Türkei Krieg aus, der angesichts der Übermacht und des zu führenden Zweifrontenkrieges für letztere sehr verlustreich war. Da zu erwarten war, daß infolgedessen jeder der vier Siegerstaaten bedeutend an Umfang gewinnen und sich dadurch das Kräfteverhältnis der südosteuropäischen Staaten verlagern werde, war Rumänien zu erhöhter Wachsamkeit genötigt, und es wurden daher Reservemannschaften zu längerer Dienstzeit einberufen. Davon wurden selbstverständlich auch die Dobrudschadeutschen betroffen und die große Unruhe, die durch den Krieg hervorgerufen war, nötigte, mit allen Plänen bis zum Friedensschluß zu warten. Ehe dieser aber erfolgte, entzweite sich Bulgarien mit seinen bisherigen Bundesgenossen und so kam es im Sommer 1913 zum zweiten Balkankriege, den Rumänien dadurch zum schnellen Abschluß brachte, daß es in Bulgarien einrückte und diesen Staat zur Niederlegung der Waffen zwang. Der zu Bukarest im August 1913 abgehaltene Friedenskongreß regelte die Besitzverhältnisse aller an den beiden Kriegen beteiligt gewesenen Staaten und auch Rumänien erhielt einen Gebietszuwachs, da Bulgarien zwei an die Dobrudscha angrenzende Kreise abzutreten gezwungen war. In diesem Gebiete lagen auch zwei kleinere deutsche Gemeinden; die eine, Tschubankujus, war von evangelischen Bauern bewohnt und die andere, Ali Alife Kalfa, hatte katholische Einwohner, die sich einige Jahre zuvor eine Kirche geschaffen hatten und von einem Priester holländischer Abstammung betreut wurden, der sich auch die Erhaltung des deutschen Volkstums seiner Kirchenkinder angelegen sein ließ¹³. Einen ins Gewicht fallenden Bevölkerungszuwachs hat das Dobrudschadeutschtum durch diese beiden Gemeinden jedoch nicht erhalten.

Zum Abschluß dieses fast ein Vierteljahrhundert umfassenden Abschnittes in der Geschichte des Dobrudschadeutschtums ist es notwendig, noch anzuführen, in welchen Gemeinden außer den bereits angeführten als Ausdruck des Gemeinschaftswillens Bauten errichtet worden sind. Daraus läßt sich auch die jeweilige wirtschaftliche Lage dieser Gemeinden erkennen; denn in Notzeiten stand für jeden die Sicherung des eigenen Daseins im Vordergrund.

Im Jahre 1899 konnte die Gemeinde Karamurat ihre stattliche, dem heiligen Antonius von Padua gewidmete Kirche einweihen⁸⁹; die Gemeinde Tschukurowa erbaute sich 1903 anstelle ihres alten und bescheidenen Bethauses ein größeres, in welchem auch die Lehrerwohnung untergebracht

⁸⁹ Träger a.a.O. S. 92.

war; in dem gleichen Jahre konnte die Gemeinde Kodschali ihr bereits in den Jahren 1890/91 errichtetes Bethaus erweitern und verschönern; zur Einweihung erhielt sie als Geschenk der Königin Elisabeth eine zweibändige Prachtausgabe der Doré'schen Bilderbibel mit der eigenhändig eingezeichneten Widmung: »Der kleinen Gemeinde steht Gott besonders nahe.« Die Gemeinde Kodschelak schuf sich in den Jahren 1907/08 nach einem Plane des späterhin als Kirchenerbauer sehr bekanntgewordenen Architekten Otto Bartning eine eindrucksvolle Kirche und dies wirkte auf die benachbarte Gemeinde Tariverde so stark, daß sie ernstlich daran ging, sich gleicherweise ein stattliches Gotteshaus zu erbauen. Von der Regierung wurden 32 Hektar Land gepachtet, die in freiwilligem Arbeitsdienst von den Bauern bearbeitet wurden und deren Erträge in einem Kirchenbaufonds gesammelt wurden.

Schließlich sei noch angefügt, daß in diesem Zeitraum von 1890 bis 1914 dobrudschadeutsche Bauern von der Ansiedlungskommission für die Provinz Posen zur Niederlassung in diesem Gebiete aufgefordert worden sind. Aber nur wenige folgten diesem Rufe und von diesen sind verschiedene in die Dobrudscha zurückgekehrt

Diesem gewiß nicht sehr ins Gewicht fallenden Verlust an Seelenzahl stand ein ebenfalls geringer Zuwachs gegenüber, der im Jahre 1905 erfolgte und um seiner Veranlassung willen nicht unerwähnt bleiben darf. Während der russischen Revolution brachten meuternde Matrosen ihr Kriegsschiff »Potemkin« von Odessa nach Konstanz; zu ihnen gehörten auch verschiedene Wolgadeutsche, die nun in deutsche Bauernfamilien einheirateten. Dasselbe taten auch einige Russen, die der gleichen Mannschaft angehört hatten. Ihre Kinder wuchsen ganz von selbst als deutsch und evangelisch auf und so kam es, daß es in der Dobrudscha deutsche Familien mit Namen wie Ambrosimoff und Karabanoff gab.

III.

Im ersten Weltkrieg. 1914—1919

Als Anfang August 1914 der erste Weltkrieg ausbrach, stand Rumänien vor der schweren Entscheidung, welche Haltung es den beiden feindlichen Mächtegruppen gegenüber einnehmen sollte. Es war ein offenes Geheimnis, daß Rumänien dem Dreibunde angehörte, worüber allerdings kein Parlamentsbeschluß vorlag. Nun ging es um die Frage: war das Land dennoch zur Teilnahme am Kriege in Gemeinschaft mit den Dreibundmächten verpflichtet oder war Neutralität geboten? Für diese entschied sich der am 4. August abgehaltene Kronrat. Maßgebend für diesen Beschluß war die Hal-

tung Italiens, das den Bündnisfall nicht für gegeben erklärte. Gefühlsmäßig stand die Bevölkerung Rumäniens auf der Seite Frankreichs als der älteren lateinischen Schwester; hierzu gesellte sich eine sehr tiefe Abneigung gegen Ungarn, da die in diesem Lande lebenden und nach Millionen zählenden Rumänen durch chauvinistische Maßnahmen der dortigen Regierung an der Entfaltung ihres nationalen Eigenlebens ständig gehindert wurden. Eine lebhaft propagandistische Tätigkeit tat das Ihre, um auch gegen Deutschland eine starke Gegensätzlichkeit aufkommen zu lassen.

Im Verlaufe der beiden ersten Kriegsjahre, in denen es weder zu einer Entscheidung gekommen noch eine solche irgendwie sichtbar geworden war, wurde immer deutlicher, daß Rumänien die ursprünglich gewollte Neutralität nicht werde beibehalten können. Von beiden Seiten wurden lockende Angebote auf beträchtlichen Gebietszuwachs gemacht und schließlich fehlte es auch nicht an Drohungen. So wurde denn in dem am 28. August 1916 abgehaltenen Kronrat die Teilnahme am Kriege, allerdings nur gegen Österreich-Ungarn, beschlossen. Als Antwort darauf erklärten nicht nur Deutschland, sondern auch Bulgarien und die Türkei, die sich inzwischen den Zentralmächten angeschlossen hatten, den Krieg an Rumänien, das auf diese Weise an zwei Fronten zu kämpfen gezwungen war.

In den Zusammenhang unserer Darstellung gehört nur, inwieweit die Dobrudscha Kriegsschauplatz wurde und auch hier allein, inwieweit die dortigen Deutschen in Mitleidenschaft gezogen wurden.

War schon seit dem Herbst die rumänische Armee durch Einberufung mehrerer Jahrgänge von Reservisten auf erhöhten Mannschaftsbestand gebracht worden, wobei selbstverständlich auch zahlreiche junge Dobrudschadeutsche auf längere Zeit wieder den Soldatenrock anziehen mußten, so folgte Ende August 1916 die Gesamtmobilisierung und damit verbunden zahlreiche Requirierungen, besonders von Pferden. Bei der besonderen Vorliebe der Dobrudschadeutschen für schöne und gepflegte Pferde wurden ihre Bestände am meisten gelichtet. Die Ernte hatte man zwar noch einbringen können; auch war der Drusch beendet. Es hatte aber an Zeit gemangelt, die Ernte noch zu verwerten und so waren die Scheunen gut gefüllt. Nur der Mais stand noch auf den Feldern und bot späterhin den kämpfenden Truppen gute Möglichkeiten zur Deckung. Zur Herbstsaat war das Vieh knapp; die Frauen mußten doppelte und dreifache Arbeit leisten, zumal viele der älteren Männer trotz ihrer Eigenschaft als rumänische Staatsbürger und obwohl ihre Söhne als rumänische Soldaten im Kampfe gegen Deutschland standen, mit allen in Rumänien lebenden Reichsdeutschen, Österreich-Ungarn, Bulgaren und Türken in die Zivilgefangenschaft

wandern mußten. Aus Karamurat wurden der Pfarrer und neun Männer als Geiseln verschleppt⁹⁰.

Unter diesen Umständen war gar nicht daran zu denken, irgendwelche früher gefaßten Pläne zur Tat werden zu lassen. Der öffentliche Gebrauch der deutschen Sprache war untersagt; so konnten Gottesdienste auch in der bescheidensten Form nicht abgehalten werden, zumal da die evangelischen wie auch die katholischen Geistlichen, soweit letztere die reichsdeutsche oder österreich-ungarische Staatsangehörigkeit besaßen, interniert worden waren. Die evangelische Gemeinde zu Konstanza erhielt in der Person ihres bisherigen Lehrers für die rumänische Sprache einen Zwangsverwalter; Kirche und Schulgebäude wurden versiegelt und von einem Posten bewacht. Man erklärte das Besitztum der Gemeinde für reichsdeutsches Eigentum.

Der Hauptstoß der rumänischen Armee richtete sich gegen Ungarn und erzielte im südlichen Siebenbürgen zunächst beachtliche Erfolge. Dagegen mußte sie in der südlichen Dobrudscha dem Drucke weichen, den eine aus deutschen, bulgarischen und türkischen Divisionen zusammengesetzte und unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Mackensen stehende Heeresgruppe ausübte. Im langsamen Zurückweichen der rumänischen Truppen wurde die Dobrudscha immer mehr zum Kriegsschauplatz und die jeweils dicht hinter der Front liegenden Dörfer mußten von ihren Bewohnern geräumt werden. Man konnte nur mitnehmen, was als Allernötigstes auf einen Wagen geladen werden konnte. Was zurückblieb, war wie herrenloses Gut, von dem ein jeder nahm, was er notwendig brauchte oder ihm besonders gefiel. Anderes wurde zerschlagen. Die Gemeinde Mamuslia hatte das gesamte Inventar ihres Bethauses auf diese Weise verloren. Das Gleiche erlitt späterhin auch die Gemeinde Fachri; die Wohnungen wurden auch hier ausgeraubt und im Bethause waren zeitweise türkische Soldaten einquartiert, die es in unbeschreiblichem Zustande hinterließen. Das Dorf Kobadin geriet bei den Kämpfen, die um den Besitz der die Dobrudscha durchquerenden Haupteisenbahnlinie und der Stadt Konstanza geführt wurden, in die Feuerlinie; aber nur drei Häuser wurden getroffen. Dagegen zogen sich mitten durch die Felder tiefe Schützengräben, die ebenso wie die zahlreichen Granattrichter späterhin nur mühsam eingeebnet werden konnten.

Inzwischen war der nördliche Teil der Dobrudscha von Russen besetzt worden, denen Rumänien die Verteidigung dieses Landesteiles überlassen hatte. So kam es denn auch hier zu mehrfachen Kämpfen, wobei in Malkotsch der stattliche Kirchturm niedergelegt und die Kirche selbst stark beschädigt wurde. »Keines der deutschen Dörfer hat durch den Krieg derart

⁹⁰ Träger a.a.O. S. 92.

gelitten wie Kulelia. Eine Anzahl der Häuser war vollständig ausgebrannt; auch das Pfarrhaus war eine Ruine. Russen, Türken und Bulgaren hatten nacheinander hier gewütet und auch einige deutsche Mädchen vergewaltigt und verschleppt«⁹¹.«

Je mehr die Frontlinie nach Norden vorrückte und die Russen die Dobrudscha räumten, desto mehr konnte das Leben in den nun freigewordenen Dörfern wieder in die alte Ordnung kommen. In Kobadin konnte man mit den von den Frauen geretteten Pferden und mit geborgter Saat ein Drittel des Feldes anbauen, da man von den Bewohnern der Dörfer, die der Krieg verschont hatte, Saat auf Abzahlung nach der Ernte, ja sogar Geld erhalten hatte. Die Ernte 1917 fiel ziemlich gut aus und so war die Not gebannt⁹².

Abb. 10 Evangelische Kirche in Atmadscha

Abb. 11 Titelblatt des ältesten Kirchenbuches in Atmadscha
(begonnen in Acpunar)

Von den Besatzungsmächten wurde die Dobrudscha verwaltungsmäßig derart geteilt, daß die Mitte und der Süden den deutschen Befehlsbereich bildeten, der Norden dagegen den Bulgaren eingeräumt wurde. Daß unter den obwaltenden Umständen militärisch straffe Zucht und Disziplin gefordert wurde, war nicht nach jedermanns Geschmack, und der Chronist von Tschukurowa gesteht offen: »Die Deutschen waren uns viel zu streng«⁹³. Für jedes deutsche Dorf, unabhängig in welchem Verwaltungsbezirk es gelegen war, wurde ein im Heeresdienst befindlicher Lehrer bestellt und es gab damals in den deutschen Dörfern nur deutsche Schulen. Die mit den deutschen Truppen gekommenen Feldgeistlichen nahmen sich der verwaiseten Gemeinden treulich an, bis um die Jahreswende 1917/18 die bisherigen Gemeindepfarrer ihren Dienst wieder aufnehmen konnten. Mit ihnen kamen aber nicht alle interniert gewesenen älteren Männer nach Hause zurück; manche hatten die Mühsal und die Entbehrungen der Gefangenschaft nicht überstehen können.

Im Auftrage der deutschen Etappenkommandantur zu Konstanza wurden Gelehrte und Fachleute zur Herausgabe eines Sammelwerkes veranlaßt, das die Dobrudscha nach allen Seiten hin beschreiben sollte. Einer der damals führenden deutschen Archäologen, Professor E. Schuchhardt, beschrieb die verschiedenen im Altertum als Grenzbefestigungen errichteten

⁹¹ Träger a.a.O. S. 95.

⁹² Leyer, a.a.O. S. 25.

⁹³ Adam a.a.O. S. 85.

Wälle; der Hauptmitarbeiter, Professor Träger, steuerte umfangreiche Aufsätze »Zur Kenntnis der alten Grabhügel« und über die im Norden der Dobrudscha vorhandenen russischen Sekten bei. Sein besonderes Verdienst aber besteht darin, daß er als erster in gründlicher Forschungsarbeit sich mit der Geschichte und dem Eigenleben der Dobrudschadeutschen befaßt hat. Er hat jedes einzelne Dorf besucht, sich von alten Leuten aus vergangenen Tagen erzählen lassen und alles untersucht, was an Aktenmaterial und schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden war. Daß Professor Träger seine Studien über das Dobrudschadeutschtum fortgesetzt und in einem besonderen Werke »Die Deutschen in der Dobrudscha« zusammengefaßt hat, ist bereits an anderer Stelle dieser Arbeit erwähnt worden.

Als nach Friedensschluß die Kriegsteilnehmer wieder nach Hause zurückkehren konnten, zeigte sich, wieviel Blutzoll die Dobrudschadeutschen dem Staate entrichtet hatten, zu dessen Bürgern sie gehörten. Aus Kobadin sind von 57 jungen Deutschen, die in den Krieg gezogen sind, 24 nicht mehr zurückgekehrt; sie sind auf dem Felde der Ehre gefallen⁹⁴.

Die im Herbst 1917 in Rußland erfolgte große Umwälzung wirkte sich auch auf die Dobrudscha aus. Bessarabien erklärte im Frühjahr 1919 den Anschluß an Rumänien und so wurden die Dobrudschadeutschen mit ihren Stammesgenossen, aus deren Mitte sie einst ausgewandert waren, wieder in einem Staate vereint. Die Neubildung Rumäniens wurde im Sommer 1919 durch Friedensvertrag anerkannt.

Wenn auch auf dem Boden der Dobrudscha während des ersten Weltkrieges keine irgendwie gearteten großen Entscheidungen gefallen sind, so umspannen die Jahre 1914—1919 für die Dobrudschadeutschen doch sehr inhaltsreiche Kapitel. Schweres war von ihnen gefordert worden und Schweres hatten sie geleistet. Nun kamen sie aus der Enge ihres bisherigen Daseins wieder in die größere Gemeinschaft ihrer deutschen Stammesgenossen und traten mit diesen zusammen in das um das Dreifache seines bisherigen Umfanges vergrößerte Rumänien ein, in welchem sie noch zwei Jahrzehnte hindurch leben und schaffen konnten.

⁹⁴ Leyer a.a.O. S. 25.

IV.

Von der Beendigung des ersten Weltkrieges bis zur Umsiedelung 1919—1940

Der im Sommer 1919 zu Paris abgeschlossene Friedensvertrag leitete einen neuen Abschnitt in der Geschichte Rumäniens ein. Aus dem bisherigen Königreiche verhältnismäßig bescheidenen Umfanges bildete sich ein Staat, der sich nicht nur um Bessarabien vergrößerte, sondern der auch aus der zerfallenen österreich-ungarischen Doppelmonarchie durch Angliederung von Siebenbürgen, der Bukowina und eines Teiles des Banates sehr bedeutsamen Gebietszuwachs erhalten hatte.

Dies war für die Dobrudschadeutschen in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Sie kamen mit ihren engeren Stammesgenossen in eine durch keinerlei Grenzen mehr behinderte Verbindung; alte Familiengemeinschaft wurde wieder lebendig und neue Beziehungen konnten angeknüpft werden. Und abermals setzte eine Zuwanderung in die Dobrudscha ein.

Sodann wurden die Dobrudschadeutschen in das Gesamtdeutschtum Rumäniens eingegliedert. Denn in allen neuen Landesteilen gab es starke deutsche Volksgruppen, so daß die Gesamtzahl der in Rumänien lebenden Deutschen auf 800 000 geschätzt wurde. Von diesen Volksgruppen besaß eine jede ihre eigene Geschichte und Eigenart. Die bessarabischen Deutschen hatten dem Zarenreiche angehört; die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben waren ungarische Staatsbürger gewesen und die Deutschen der Bukowina hatten unter dem österreichischen Doppeladler gelebt. Trotzdem aber lag nichts näher, als daß diese verschiedenen Volksgruppen nun untereinander in Verbindung traten, wobei den Siebenbürger Sachsen die Führung zufiel, da sie die älteste und politisch erfahrenste Gruppe waren. So kam es bald zu einem »Verband der Deutschen in Rumänien« und im Zusammenhange damit schlossen sich auch die Dobrudschadeutschen im Jahre 1922 zu dem »Verband rumänischer Staatsbürger deutscher Abstammung in der Dobrudscha« zusammen, der durch Eintragung seiner Satzungen bei dem Landgericht in Konstanza auch behördlicherseits anerkannt wurde.

Während die deutschen Volksgruppen in den anderen Landesteilen zahlenmäßig so stark waren, daß sie — oftmals im Wahlkartell mit rumänischen politischen Parteien — Vertreter in das Parlament entsenden konnten, in dem diese eine nur vom Volkstum her bestimmte Gruppe bildeten, war dies für die Dobrudschadeutschen ihrer geringen Zahl wegen nicht möglich. Es ist dem Verband jedoch gelungen, für die Dorfgemeinden, soweit ihnen nicht schon in früheren Zeiten durch die Regierung zur Erhal-

tung von Kirche und Schule Land zugeteilt worden war, die Zuweisung von je fünf Hektar durchzusetzen.

Dies geschah in Verbindung mit einer groß angelegten Bodenreform, welche die Großgrundbesitzer zur Abtretung eines sehr beträchtlichen Teiles ihres Besitzes nötigte. Sie erhielten allerdings eine in Wertpapieren bestehende Entschädigung; der Staat hatte für jeden Hektar einen Durchschnittspreis festgesetzt, der jedoch nicht dessen vollen Wert entsprach. Diese Wertpapiere büßten aber bald nach ihrer Ausgabe an der Börse etwa die Hälfte ihres Nennwertes ein und dies bedeutete gewissermaßen eine zweite Enteignung. In diesem Zusammenhange mag darauf hingewiesen werden, daß, falls die evangelische Gemeinde zu Konstanz auch rechtlich Besitzerin des ihr einstmals zugewiesenen Landes gewesen wäre, sie dieses zum weitaus größten Teile gelegentlich dieser Agrarreform eingebüßt hätte.

In kirchlicher Beziehung war die Neubildung des rumänischen Staates für die katholischen Dobrudschadeutschen ohne Bedeutung. Sie blieben nach wie vor dem Erzbisum Bukarest unterstellt und so waren ihnen die Loslösung aus lieb gewordenen Verhältnissen und die Eingewöhnung in neue Lebensbeziehungen erspart, welche das kirchliche Leben ihrer evangelischen Volksgenossen auf neue Grundlagen stellten, sich aber nicht ohne Hemmungen vollzogen.

Das durch den Ausgang des Weltkrieges veränderte politische Kräfteverhältnis der europäischen Staaten machte die weitere Abhängigkeit der evangelischen Dobrudschadeutschen von dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin unmöglich. Dies bedeutete für sie einen schweren Verzicht, mit dem man sich nur schwer abfinden konnte. Dieser Zusammenhang hatte seit dem Jahre 1858, also rund zwei Menschenalter hindurch bestanden und war im Laufe dieser Zeit zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Von Berlin waren die für die Dobrudscha geeigneten Pfarrer und Diakonen ausgewählt und entsandt worden; von Berlin wurden laufend Gehaltszuschüsse und zum Bau von Kirchen und Bethäusern sowie zu deren inneren Ausstattung nicht nur Beihilfen bewilligt, sondern auch zu niedrigem Zinsfuß Darlehen zur Verfügung gestellt. Letzteres geschah in der sehr richtigen Erkenntnis, daß namentlich die größeren Gemeinden für ihre eigenen Belange selbst aufzukommen hätten. Diese Darlehen sind stets und pünktlich zurückgezahlt worden. Zweimal hatten Vertreter des Oberkirchenrates in amtlichem Auftrage auch die Dobrudscha bereist; im Herbst 1880 war Oberkonsistorialrat Noël und im Frühjahr 1906 Oberkonsistorialrat Dr. Kapler mit dieser Aufgabe betraut gewesen. Diese Besuche waren ein besonders eindrucksvoller Beweis für die Verbundenheit der leitenden Be-

hörde mit den evangelischen Gemeinden der Dobrudscha. »Grüßen Sie den Oberkirchrat und sagen Sie ihm, er möge uns bald wieder einen Hirten senden. Wert sind wir es ja nicht, aber bedürftig«, so rief um die Jahrhundertwende der alte, um die Gemeinde Atmadscha wohlverdiente Bauer Adam Kühn dem damals nach Deutschland zurückkehrenden Pfarrer zu.

Und nun sollte nur wegen einer politischen Kräfteverschiebung eine Verbindung gelöst sein, die sich streng auf das religiös-kirchliche Leben beschränkt und nichts anderes bezweckt hatte, als in der Dobrudscha evangelisches Glaubensleben zu pflegen und zu erhalten! Was konnte als vollgültiger Ersatz gegeben werden?

Im Zuge der Neugestaltung Rumäniens und nicht ohne Verbindung mit dem politischen Zusammenschluß der deutschstämmigen Bewohner dieses Landes war die Gründung einer evangelischen Landeskirche erfolgt, welche die in den verschiedenen Landesteilen wohnhaften Glaubensgenossen zu einer Einheit verbinden sollte. Sie alle waren von verschiedenster kirchlicher Herkunft. Die bessarabischen Evangelischen hatten der evangelischen Kirche Rußlands angehört; die Glaubensgenossen der Bukowina waren in den Superintendentenbezirk Galizien eingegliedert gewesen; die Banater Evangelischen hatten einen Teil der ungarländischen Kirche gebildet; nur die Siebenbürger Sachsen hatten ein eigenständiges religiös-kirchliches Leben geführt und ihre kirchliche Organisation reichte bis in die Tage der Reformation zurück. Es ergab sich auch hier wie von selbst, daß die siebenbürgisch-sächsische Kirche den Mittelpunkt einer evangelischen Landeskirche Rumäniens zu bilden habe, die notwendig geschaffen werden mußte, um die aus ihren bisherigen Verbindungen losgelösten evangelischen Gemeinden in einen Zusammenhang untereinander zu bringen, der durch den Gang der Ereignisse sich als gegeben erwies.

Aber von diesen Dingen drang, zumal bei den nach Kriegsende noch nicht voll wiederhergestellten Verkehrsverhältnissen, nur spärliche Kunde in die zum Teil ja recht entlegenen Dörfer der Dobrudscha und als man späterhin Genaueres darüber erfuhr, stand man ihnen umso mehr abwartend gegenüber als in Bessarabien die Gründung einer eigenen Landeskirche erwogen wurde, an die möglicherweise die evangelischen Dobrudschadeutschen sich anschließen könnten. Allein derartigen Bestrebungen trat die Regierung entgegen, welche die Zusammenfassung aller deutschsprechenden Evangelischen in einer einheitlichen Kirche wünschte, in welcher die Glaubensgenossen der einzelnen Landesteile besondere Kirchenbezirke zu bilden die Möglichkeit hätten. So wurden die Dobrudschagemeinden in das Dekanat Bukarest eingereiht, das alle Glaubensgenossen umfaßte, die innerhalb der Grenzen wohnten, wie sie für das Königreich Rumänien bis

zum Jahre 1919 bestanden hatten. Aber das war etwas Neues, an das man sich nur langsam gewöhnte. »Sehr viel Unklarheit herrscht bezüglich des Verhältnisses zur Landeskirche; doch ist dieser Umstand nicht bösem Willen, sondern allein der Unkenntnis der wahren Lage zuzuschreiben.« So heißt es in einem Berichte über die Gemeinde Atmadscha⁹⁵.

Seit dem Herbst 1918 waren die beiden Pfarrstellen Atmadscha und Konstanza unbesetzt; nur in dem erstgenannten Orte war noch ein Diakon tätig, mit dessen baldiger Abreise jedoch gerechnet werden mußte.

Der Leiter der neuen Landeskirche, Bischof Dr. Friedrich Deutsch, brachte den nunmehr seiner Führung anvertrauten Gemeinden eine große Aufgeschlossenheit entgegen, die auch den Dobrudschagemeinden zugute kam. Schon im Jahre 1919 erließ er in seinem Amtsblatt einen Aufruf zur Gewinnung von Lehrern für verschiedene Gemeinden. »Es handelt sich um die Erhaltung der evangelischen Brüder in den führerlos dastehenden Gemeinden. Darum werden junge, mutige, aber zugleich auch tüchtige, der Aufgabe gewachsene Lehrer ... gebeten, durch keine Bedenken sich dieser hohen und schönen Aufgabe zu entziehen. Unsere, des älteren Bruders Pflicht ist es, den Glaubens- und Volksgenossen im Orient in jeder Weise beizustehen«⁹⁶. Leider ist auf diesen warmherzigen Aufruf keine einzige Meldung erfolgt; doch konnte die Pfarrstelle zu Konstanza im Juni 1919 mit einem Geistlichen siebenbürgischer Herkunft besetzt werden. Die nahe Verbindung mit Bessarabien wirkte sich auch darin aus, daß von dorthier Lehrer in die Dobrudscha kamen. In Konstanza wurde jedoch schon nach zwei Jahren ein Wechsel in der Besetzung der Pfarrstelle notwendig, da der bisherige Inhaber die Leitung einer siebenbürgischen Gemeinde in Amerika übernahm. Doch fand er bald einen Nachfolger, der gleichfalls aus Siebenbürgen kam.

Auch für Atmadscha fand sich Rat. Auf Vorschlag des Evangelischen Oberkirchenrates wurde der ehemals in China tätig gewesene, aber nicht mehr voll tropendienstfähige Missionar Zimmerling berufen, der im Herbst 1922 sein Amt antrat. Und dann wurde der alte Plan wieder aufgenommen und durchgeführt, das Kirchspiel Konstanza zu teilen und in Kobadin ein neues kirchliches Zentrum zu schaffen. Der Gedanke, hier ein Konfirmandenheim zu schaffen, wurde aufgegeben und das bereits fertige Haus zur Pfarrwohnung bestimmt. In diese hielt ein gleichfalls auf Vorschlag des evangelischen Oberkirchenrates aus Deutschland berufener Pfarrer seinen Einzug. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn jedoch, das Amt in Kobadin schon nach Jahresfrist aufzugeben und die Pfarrstelle blieb drei Jahre unbe-

⁹⁵ Bericht über die Gemeinde Atmadscha in: Bukarester Gemeindeblatt 1922 S. 62.

⁹⁶ Kirchliche Blätter für die evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien 1919. S. 184.

setzt, bis im Herbst 1926 ein Bessarabier, Herbert Hahn, das Amt daselbst übernahm.

Die Gemeinde Konstanza verlor nach Kriegsausgang den größten Teil ihres in Hypotheken angelegten Vermögens. Von ihnen konnte ein Teil überhaupt nicht eingetrieben werden und das noch verfügbare Kapital verlor durch die fortschreitende Geldentwertung dauernd an Kaufkraft. In früheren Jahren hatte Rumänien der lateinischen Münzkonvention angehört und die Landeswährung 1 Leu besaß den Wert von 0,80 Mark. Etwa zehn Jahre nach Kriegsende wurde der Leu nur noch mit 2,5 Pfennig bewertet. Hatten die Jahreszinsen des Gemeindevermögens ursprünglich 15 000 Lei betragen, eine Summe, die 12 000 Mark entsprach, so waren sie wertmäßig auf 300 Mark abgesunken. Die Gemeinde war daher wieder auf die eigene Kraft angewiesen.

Der Krieg hatte die wirtschaftliche Weiterentwicklung des ganzen Landes, wenn auch nicht gänzlich unterbrochen, so doch stark verlangsamt und manche Arbeit hatte zurückgestellt werden müssen, die sonst geschehen wäre. Nach Wiederkehr friedlicher Verhältnisse setzte eine außerordentlich gesteigerte Tätigkeit ein, wozu auch der durch die Vergrößerung des Landes veranlaßte Gütertausch von einem Landesteil in den anderen wesentlich beitrug. Besonders landwirtschaftliche Erzeugnisse wurden mit Summen bezahlt, deren Höhe in früheren Zeiten niemand auch nur erträumt hatte. Aber man vergaß dabei allzuleicht, daß es sich hier nur um eine Aufblähung der Preise handelte, die durch die gesunkene Kaufkraft veranlaßt war. Wer vorsichtig rechnete und handelte, legte seinen Verdienst in festen Werten an und so hat mancher Bauer den durch die Agrarreform erlittenen Landverlust allmählich durch Ankauf wieder ausgeglichen.

Die Agrarreform hat jedoch den deutschen Bauern nicht nur Land abgenommen, sondern auch die Entstehung selbständiger Kleinwirtschaften ermöglicht. Jeder Kriegsteilnehmer, unabhängig von seiner nationalen Herkunft, erhielt, falls er noch kein Land besaß, fünf Hektar zugeteilt; wer weniger sein eigen nannte, erhielt eine Ergänzung bis zu diesem Umfange. Im Verlaufe von 50 Jahren mußte der vom Staate festgesetzte Preis entrichtet werden.

Im Jahre 1925 kam endlich der oftmals besprochene Plan der Teilung des Kirchspiels Atmadscha zur Durchführung. Die beiden Gemeinden Kodschelak und Tariverde, zusammen wohl 2 000 Seelen zählend, erhielten ihren ersten eigenen Geistlichen in Pfarrer Zimmerling, der von Atmadscha hierher übersiedelte; an seinem früheren Amtssitz blieb sein Sohn, der ihm zuletzt schon als Vikar zur Seite gestanden hatte. In Kodschelak wurde ein freundliches Pfarrhaus erbaut.

So war denn der Beweis geliefert, daß die neue kirchliche Ordnung ein engeres Aneinanderrücken der einzelnen Gemeinden mit sich gebracht hatte und daß die Arbeit in den Bahnen sich fortentwickelt hatte, wie sie einstmals durch den Evangelischen Oberkirchenrat vorgezeichnet waren. Ein besonderes Erlebnis war die Visitationsreise, die Bischof Dr. Teutsch im Mai 1925 durch die Dobrudscha unternahm. Auf der Reise dorthin hatte er auch der Gemeinde Jakobsonstal einen Besuch abgestattet; diese war durch den Krieg sehr in Mitleidenschaft gezogen gewesen. Das Dorf hatte Monate hindurch in der Feuerlinie gelegen und die Bewohner waren durch die deutschen Behörden nach Kurland verpflanzt worden; nach Kriegsende konnten sie dort nicht bleiben und waren in ihr armseliges Dorf zurückgekehrt. Dort hatten sie angefangen, sich wieder ein bescheidenes Bethaus zu erbauen, dem jedoch noch das Dach fehlte, als Bischof Teutsch dorthin kam. Von der Stelle aus, an der künftighin der Altar stehen sollte, sprach der schon in hohen Jahren stehende Mann, während man über ihn des inzwischen eingetretenen Regens wegen einen Schirm hielt, Worte der Aufriechtung zu der kleinen, durch die Ereignisse der letzten Jahre hart mitgenommenen Schar. Von Tultscha aus wurden nacheinander die Gemeinden Katalui, Tschukurowa und Atmadscha besucht. Der Bischof predigte in allen Gemeinden, versammelte die Erwachsenen auf den Friedhöfen und sprach auf Familienabenden. Auf der Weiterfahrt, auf der Kodschelak und Tariverde besucht werden sollten, brach ein lange unterdrücktes Unterleibsleiden mit solcher Heftigkeit aus, daß schleunige Rückkehr geboten war und nur die nach erfolgter Ankunft in Hermannstadt sofort erfolgte Operation rettete dem Bischof das Leben. Daß die Reise unter diesen Umständen plötzlich abgebrochen werden mußte, war natürlich für die evangelischen Dobrudschadeutschen eine schmerzliche Enttäuschung; daß der Bischof aber trotz seines bedrohten Gesundheitszustandes die Reise zu ihnen gewagt hatte, bewies auf eindrucksvollste Weise die lebendige Anteilnahme, die er auch diesen Gemeinden entgegengebracht hat.

Die katholischen Gemeinden waren schon lange Jahre hindurch an regelmäßige Besuche ihrer kirchlichen Oberen gewöhnt; die nach Ablauf einiger Jahre immer wieder notwendigen Firmungen machten die Anwesenheit des Erzbischofs in den einzelnen Gemeinden stets aufs Neue notwendig.

Recht wertvoll war es, daß im Jahre 1925 das Bukarester Diakonissenhaus in Konstanza eine Filiale errichtete, in welcher zahlreiche Dobrudschadeutsche in Krankheitsfällen Pflege und zumeist auch Heilung gefunden haben. Auch Nichtdeutsche haben dieses Haus um seines guten Rufes willen gern aufgesucht, dessen Tätigkeit erst die im Sommer 1944 eingetretenen politischen Veränderungen ein Ende bereitet haben.

Wirtschaftliche Rückschläge waren in der Dobrudscha meist durch Mangel an Regen und eine hierdurch bedingte Trockenheit veranlaßt; aber im August 1924 ergoß sich über die Gemeinde Katalui ein verheerender Wolkenbruch. Stunden um Stunden strömten Wassermassen hernieder, so daß Häuser einstürzten, Vieh ertrank und die aus der eben vollendeten Ernte aufgestapelten Vorräte zu Grunde gingen. Die Flut erreichte die Höhe von 1½ Metern. Die innerhalb des Kirchenbezirkes Bukarest sofort eingeleitete Sammlung konnte vielen Schaden heilen und so erwies sich die neue kirchliche Ordnung als eine brüderliche Gemeinschaft des Tragens und des Helfens.

Auch im größeren Vaterlande Deutschland wurde nach Kriegsende die Teilnahme am Leben und Ergehen der Dobrudschadeutschen immer lebhafter. Aus Freude, ein eigenartiges Stück Deutschtum im Auslande kennen zu lernen, kamen Studenten dorthin, die auch bei Erntearbeiten halfen. Beauftragte der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung, deren Hauptverein Darmstadt die besondere Fürsorge für die evangelischen Gemeinden der Dobrudscha übernommen hatte, bereisten diesen Landstrich ebenso wie Vertreter des Volksbundes für das Deutschtum im Auslande, der durch seinen Landesverband Hessen besonders zur Erhaltung der Schulen hilfreiche Hand bot. Diese freundliche Anteilnahme aus dem Mutterlande weckte innerhalb aller Dobrudschagemeinden ein verstärktes Interesse an der Errichtung von Bauten, die das gemeinsame Leben in Kirche und Schule fördern und ausgestalten sollten. Die Gemeinde Atmadscha nahm gründliche Erneuerungsarbeiten an ihrer Kirche vor; sie wurden von drei Studenten der Architektur geleitet, die auf einer Ferienreise bis in dieses einsame Dorf vorgedrungen waren. Diese Studenten leiteten auch in den Jahren 1927/28 den Kirchbau in der Gemeinde Tariverde, die damit ein lange geplantes, aber durch die Ungunst der Verhältnisse aufgeschobenes Vorhaben ausführen konnte. Die Einweihung dieser Kirche war besonders eindrucksvoll, weil sie durch einen ehemaligen Pfarrer des Kirchspiels Atmadscha erfolgte, der einstmals bei der Errichtung der Kirche in Kodschelak maßgebend beteiligt war. Pfarrer Darsow hat der Dobrudscha eine Anhänglichkeit bewahrt, die im Laufe der Jahre sich durchaus nicht vermindert hat. Mehrmals hat er die weite Reise zu seinen alten Kirchenkindern unternommen und seine »Dobrudschaerinnerungen« sind ein schönes Denkmal dieser Treue. In den Jahren 1930 bis 1934 erbaute sich die Gemeinde Kulelia eine schöne und stattliche Kirche. Bethäuser schufen sich die Gemeinden Alakap und Sofular; in letzterem Orte haben die Frauen durch Verkauf selbstgefertigter Handarbeiten das nötige Geld zum Ankauf einer Glocke beschafft. In Alakap erstand bald darauf ein Wohnhaus für den Lehrer, wie dies auch in Atmadscha und Tschukurowa geschehen ist. Die Gemeinden

Kodschelak und Tariverde beabsichtigten gleichfalls die Errichtung von Lehrerwohnungen; gleichzeitig sollten neue Schulgebäude geschaffen werden. Die Pläne, von einem namhaften Architekten in Bukarest angefertigt, ließen Bauten erwarten, die dem Dobrudschadeutschtum durchaus zur Zierde gereicht hätten. Auch in den katholischen Gemeinden regten sich fleißige Hände und es erstanden in Malkotsch, Kulelia, Tekirghiol, Manschapunar und Karamurat Schulhäuser, wobei ihnen der aus Deutschland für Rumänien bestimmte Leiter der katholischen Jugendorganisationen, Pfarrer Pieger, hilfreich zur Seite stand. In Karamurat war auch eine Niederlassung der »Englischen Fräulein« geplant, die sich besonders der Mädchenerziehung annehmen sollten. Das für die Schwestern bestimmte Haus war bei der Umsiedelung im Rohbau vollendet. Auch wurden in den kleineren katholischen Siedelungen hauptamtliche Lehrkräfte für den Unterricht in Religion und Muttersprache angestellt. Gemeinden wie Ebechioi und die evangelischen Einwohner von Tekirghiol schafften trotz ihrer geringen Seelenzahl das, was ihre Belange erforderten und ihren Kräften entsprach. In beiden Orten erstanden Schulhäuser, die jedoch bei der Umsiedelung in unfertigem Zustande zurückgelassen werden mußten.

So war es ein emsiges und vorwärtsstrebendes Arbeiten, das die letzten Jahre in der Geschichte des Dobrudschadeutschtums kennzeichnet und dies ist zugleich auch ein Beweis dafür, daß die wirtschaftliche Lage im allgemeinen durchaus ausgeglichen war. Wirksame Hilfe seitens ihrer kirchlichen Oberen erhielten die Bauern in Manschapunar, die seit Jahrzehnten immer noch auf Pachtland saßen und von dessen Besitzern immer wieder vertröstet wurden, wenn der versprochene Ankauf durchgeführt werden sollte. So kamen sie nach vielen Enttäuschungen endlich in den vollen Besitz des Landes, das in Blüte zu bringen sie sich lange Jahre hindurch gemüht hatten. Die Lage dieses Dorfes unmittelbar am Ufer des Schwarzen Meeres mit einem breiten und flach in das Meer abfallenden Strand hatte zur Schaffung eines Badeortes Veranlassung gegeben; verschiedene begüterte Siebenbürger Sachsen hatten sich dort bereits Sommerhäuser erbaut und in jedem Jahre mehrte sich die Zahl der Deutschen aus allen Teilen Rumäniens, welche dort ihre Ferien verlebten. Auf diese Weise ist Manschapunar zum Teil der Schauplatz des Romans von Adolf Meschendörfer »Der Büffelbrunnen« (Manschapunar ist das türkische Wort für Büffelbrunnen) geworden.

Im Sommer 1933 beschaffte sich die Gemeinde Tariverde eine kleine Orgel, die erste in der Dobrudscha. Zu ihrer Weihe waren von allen Seiten die Glaubensgenossen gekommen, wie sich überhaupt im Laufe der Jahre die Gelegenheiten mehrten, um miteinander Gemeinschaft zu pflegen. Ein-

zelne Gemeinden konnten auf 50 oder 75 Jahre ihrer Geschichte zurückblicken und nur die Umsiedelung hat es verhindert, daß die Gemeinde Malkotsch als die älteste die Feier ihres hundertjährigen Bestandes hat feiern können. Wie sehr im Laufe der Jahrzehnte die Zeiten sich gewandelt hatten, kam dadurch zum Ausdruck, daß für die Pfarrer der Kirchspiele Konstanza und Kobadin durch reichliche Beihilfen des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung zwei kleine Kraftwagen angeschafft werden konnten, wodurch sie bei ihren häufigen Dienstfahrten viel Zeit sparen und ihren Gemeinden wesentlich größere Dienste leisten konnten als bisher. Der federlose Bauernwagen, der bisher in Anspruch genommen werden mußte und auf dem die Geistlichen früher fünfzig und mehr Kilometer hatten zurücklegen müssen, wurde somit zu einem Erinnerungsstück.

Das letzte Jahr in der Geschichte des Dobrudschadeutschtums brachte noch ein besonderes Ereignis, das sich jedoch der Umsiedelung wegen nicht mehr recht hat auswirken können. Die Gemeinde Kobadin schuf sich die eigene Schule. Wie sehr eine solche schon längst eine dringende Notwendigkeit war, bewies die Tatsache, daß sie von 180 deutschen und evangelischen Kindern besucht war. Andere Gemeinden, die an Seelenzahl und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit der Gemeinde Kobadin nicht nachstanden, wären diesem Beispiele bald gefolgt. Der Schulgründung in Kobadin hätte sich bald die Erbauung einer Kirche angeschlossen, und so wäre überall ein rüstiges Aufwärtstreben zu verzeichnen gewesen, wenn die Dobrudschadeutschen nicht durch die Umsiedelung in den Wirbel des zweiten Weltkrieges hineingezogen worden wären.

Vierter Teil

Umsiedlung und Ausklang

Die Sommermonate des Jahres 1940 brachten für Rumänien die schwerste außenpolitische Krise, die es in den Jahren seines Bestehens je hat durchmachen müssen. In einem sehr kurz befristeten Ultimatum forderte Rußland die Räumung Bessarabiens und die Abtretung des nördlichen Teiles der Bukowina. Ungarn erhob Anspruch auf Siebenbürgen und Bulgarien verlangte die Rückgabe der beiden, ihm im Jahre 1913 abgenommenen Kreise. So von drei Seiten auf das Schwerste bedrängt, mußte Rumänien der russischen Forderung sofort nachgeben; das Ergebnis der mit Bulgarien geführten Verhandlungen war trotz allen anfänglichen Sträubens die Wiederherstellung der alten Grenze, wodurch dem Dobrudschadeutschtum die Bewohnerschaft von Ali-Alife-Kalfa und Tschubankujus wieder verloren ging; die Auseinandersetzung mit Ungarn wurde im Wiener Belvedere am 2. September von den Außenministern Deutschlands und Italiens dahingehend entschieden, daß Siebenbürgen zur Hälfte an Ungarn fiel und zur Hälfte bei Rumänien verblieb. Ungarns Ansprüche waren hierdurch in keiner Weise befriedigt, Rumänien aber hatte eine tiefe und stets schmerzende Wunde erhalten. Dieser schwere Gebietsverlust zwang den König Karl II. zur Abdankung; er hatte die Leitung der auswärtigen Politik ganz für sich in Anspruch genommen und mußte nun die Folgerungen daraus ziehen. Rumänien schwenkte dann gänzlich in die Linie der Achsenmächte Deutschland und Italien ein.

Von all diesen aufregenden Ereignissen wurden die Dobrudschadeutschen am meisten durch den Verlust Bessarabiens getroffen. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte der Verkehr herüber und hinüber ungehindert erfolgen können; durch die neuerrichtete Grenze aber war man sich ferner gerückt als es je in den Zeiten der Zarenherrschaft der Fall gewesen war.

Im Jahre 1939 hatte die politische Kräfteverteilung in Europa sich grundlegend verändert. Hitler hatte im Frühjahr durch Besetzung der Tschechoslowakei das Protektorat Böhmen-Mähren geschaffen und im Herbst des gleichen Jahres Polen zerschlagen. Weite Ostgebiete dieses Landes fielen an Rußland; der Rest sollte als »Warthegau« das Musterbeispiel nationalsozialistischer Siedlungspolitik werden. Er mußte daher von deutschblütigen Menschen bewohnt werden und so wurden zunächst aus den unter russischen Einfluß geratenen Gebieten wie Galizien, Wolhynien und dem Baltikum die dort schon seit vielen Jahrzehnten, ja sogar Jahrhunderten ansässig gewesen Deutschen ausgesiedelt und unter der Parole »Heim ins Reich« zwecks späterer Ansiedelung nach Deutschland gebracht. Im Frühherbst 1940 folgten die Deutschen Bessarabiens und der nördlichen Bukowina. Dann kamen die Deutschen der südlichen Bukowina und schließlich die Dobrudschadeutschen an die Reihe. So vollzog sich, während Deutschland sich noch im Kriege gegen England und Frankreich befand, eine viele Hunderttausende von Volksgenossen umfassende Bevölkerungsbewegung. Wer sich durch die in der Tat ja außerordentlichen Erfolge Hitlers nicht blenden ließ, erkannte, daß mit dieser in größtem Stile durchgeführten Umsiedelung der zweite Schritt vor dem ersten getan war. Denn noch war kein Frieden geschlossen; weder waren das Protektorat als ein besonderes staatliches Gebilde, noch die Teilung Polens völkerrechtlich anerkannt worden und in Friedensverträgen verankert. Aber es wurden Anordnungen getroffen und Maßnahmen durchgeführt, als ob der in den Jahren 1939 und 1940 geschaffene Zustand das Recht auf tausendjährige Dauer hätte.

Am 22. Oktober 1940 erschien im Amtsblatt der rumänischen Regierung der zwischen dieser und der deutschen Regierung abgeschlossene Vertrag über die Umsiedelung aus der Dobrudscha und der südlichen Bukowina. Schon wenige Tage darauf rückten starke, mit Kraftwagen verschiedener Art wohlausgerüstete, unter der Leitung der »Volksdeutschen Mittelstelle« stehende Kolonnen in die Dobrudscha ein und so wurde Wirklichkeit, was bisher Gerücht gewesen war, das von den einen mit Zustimmung, von anderen aber mit Unbehagen aufgenommen wurde. In dem Vertrage war ausdrücklich vorgesehen, daß die Beteiligung an der Umsiedelung eine durchaus freiwillige sein sollte; sie wurde aber jedem durch die Zusicherung schmackhaft gemacht, schon im nächsten Frühjahr werde die Ansiedelung in einer Form erfolgen, die für das Aufgegebene überreich entschädigen werde. Niemand werde sich doch einer solchen, von dem Führer des Großdeutschen Reiches ausgehenden Aufforderung entziehen wollen, neue Provinzen für das gemeinsame Vaterland zu schaffen. Es sei doch Mangel an völkischem Gemeinschaftsbewußtsein, wenn man abseits stehen wolle.

Und das Bewußtsein, dem deutschen Volke anzugehören und daher die Pflicht, an sich selbst Disziplin üben zu müssen, war so stark, daß trotz anfänglichem Widerstreben schließlich niemand zurückblieb außer einer Reihe von Frauen, die mit Rumänen verheiratet waren. Dafür aber haben sich Rumänen, welche deutsche Ehefrauen hatten, umsiedeln lassen. Der innere Widerstand ging zumeist von dem älteren Geschlechte aus; auch in der Dobrudscha besaß man Kenntnis von der feindlichen Einstellung des Nationalsozialismus dem Christentum gegenüber. Diese Beobachtung riet zur Vorsicht. Die Jugend aber hatte von dem Aufschwung des neuen Deutschland einen so starken Eindruck erhalten, daß sie den Wunsch hegte, in die Reihen aller derer eintreten zu können, die sich zur Mehrung deutscher Größe und deutschen Ruhmes einsetzten. So hatte es letztlich keinen Zweck, sich von der Umsiedelung auszuschließen, wenn es die Jugend mit Macht ins Reich zog.

Die Umsiedelung wurde in den ersten drei Wochen des November durchgeführt. Sie vollzog sich im Glanze einer wunderbaren warmen Herbstsonne. Nur in den Tagen vom 9.-11. November herrschte unfreundliches Wetter mit viel Regen, der die Landwege tief aufweichte, und so hatte jeder Dobrudschadeutsche noch einmal einen starken Eindruck, was der Verkehr auf solchen Straßen ihren Vätern und ihnen bedeutet hatte. Dieser Wettersturz, der ebenso plötzlich zu Ende ging, wie er gekommen war, hing mit dem schweren Erdbeben zusammen, das mit Stärke 9 in der Morgenfrühe des 10. November die Bewohner Rumäniens aufgeschreckt, Schaden verursacht und Todesopfer gefordert hatte.

In der recht kurz bemessenen Frist von drei Wochen mußten die Wirtschaften aufgelöst, das Vieh verkauft und die Erntevorräte verwertet werden. So glichen denn die Dörfer und die Häuser der Dobrudschadeutschen aufgeschauelten Ameisenhaufen. Die Gebäude und das gesamte Inventar, soweit es nicht abgesetzt werden konnte, wurde abgeschätzt; das in Landeswährung vorhandene Bargeld wurde der Umsiedelungskommission zur späteren Verrechnung übergeben.

Die Kaufleute in den Städten und Dörfern der Dobrudscha hatten goldene Tage; denn die Dobrudschadeutschen kauften in großen Mengen Kleidungsstücke für die ganze, meist zahlreiche Familie ein, ebenso Wolle und Lebensmittel, die nicht dem Verderb ausgesetzt waren; man wußte, welche Dinge in Deutschland in Auswirkung des Kriegszustandes anfangen selten zu werden oder kaum noch zu haben waren.

Die Umsiedler wurden donauaufwärts bis Semlin (gegenüber Belgrad) gebracht und dann auf verschiedene Lager aufgeteilt, die fast alle überbesetzt waren. Von einer Ansiedelung im Frühjahr 1941 war keine Rede mehr; die Verpflegung wurde mit jeder neuen Woche schlechter und die Behandlung unfreundlicher. Schließlich mußte man die betrübnliche Feststellung machen, daß Kisten und Koffer erbrochen und ihres wertvollsten Inhaltes beraubt waren.

Erst in den Jahren 1943 und 1944 erfolgten die Ansiedelungen. Schon bei der Verteilung auf die verschiedenen Lager wurde wenig Rücksicht auf bisherige Dorfgemeinschaft genommen, die zugleich in vielen Fällen Familiengemeinschaft war und eigentlich in einwandfreier Weise die Zusammengehörigkeit von »Blut und Boden« darstellte. Wie sehr die Dobrudschadeutschen damit gerechnet und darauf gehofft hatten, in geschlossenen Ansiedelungen ihr Leben, wenn auch unter sehr veränderten Vorzeichen, weiterführen zu können, ergibt sich aus der Tatsache, daß aller Kirchenschmuck einschließlich der Harmonien und kleinerer Glocken mitgenommen wurde.

Als kaum ein Jahr nach erfolgter Ansiedelung verflossen war, neue Wirtschaften teils im Warthegau teils im Protektorat aufgebaut waren, erfolgte der Einbruch der Russen in diese Gebiete, so daß — zumeist im Winter 1944/45 — schleunige Flucht geboten war. Hierbei fiel den Frauen die ganze Verantwortung sowohl für die Kinder als auch für das mitgenommene Hab und Gut zu, da die Männer vielfach unter Waffen standen. Unter den Alten sind manche auf dieser durch die Angst vor den nachfolgenden Feinden gehetzten Flucht an Entkräftung gestorben; es blieb nichts anderes übrig als die Toten, mit einem Tuche bedeckt, abseits der Straße niederzulegen und abschiednehmend ein stilles Gebet zu sprechen.

Abb. 12 Evangelisches Bethaus in Kobadin

Abb. 13 Evangelisches Bethaus in Tschukurowa

Schließlich haben die Dobrudschadeutschen in Österreich und in beiden Zonen Deutschlands ein Unterkommen gefunden; viele von ihnen sind in verschiedene Teile Amerikas ausgewandert, um sich dort eine neue Heimat zu schaffen. Aber geblieben ist das Bewußtsein, durch eine fast hundertjährige Geschichte, durch ein Leben unter besonders gearteten Verhältnissen zu einer Gemeinschaft geformt zu sein, die auch fern von der Dobrudscha ihre Eigenkraft besitzt. Das bunte Bild der Landsmannschaften, in denen sich Heimatvertriebene entsprechend den Ländern ihrer Herkunft zusammengeschlossen haben, ist durch die »Landsmannschaft der Dobrudscha-

deutschen« vermehrt worden. In Heimattreffen, die mindestens einmal jährlich, zumeist in Heilbronn, der Patenstadt der Dobrudschadeutschen, stattfinden, werden sich die Dobrudschadeutschen immer wieder ihrer Gemeinschaft bewußt und ein allmonatlich erscheinender »Rundbrief« bringt persönliche Nachrichten und Grüße von Familie zu Familie, aber auch allerlei Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Für das Jahr 1956 ist erstmalig ein umfangreiches und freudig begrüßtes »Jahrbuch der Dobrudschadeutschen« erschienen.

Eine kleine Gruppe von Dobrudschadeutschen lebt heute wieder am Ufer des Schwarzen Meeres, hauptsächlich in der nächsten Umgebung von Konstanz, wo sie sich ihr Brot mit schwerer Arbeit verdienen und sich mit sehr bescheidenen Wohnungen begnügen müssen. Sie sind auf der Flucht von russischen Truppen eingeholt und nach Rumänien zurückgeschickt worden, weil sie im Jahre 1938 dort ansässig gewesen waren. Nur wenigen ist es späterhin gelungen, zu ihren Angehörigen nach Deutschland zu kommen.

*

Als das letzte Schiff mit den letzten Dobrudschadeutschen sich in Bewegung gesetzt hatte und dem rückschauenden Auge die Ufer der Heimat allmählich entschwanden, war ihre fast hundertjährige Geschichte beendet. Abschließend können wir feststellen, welche Bedeutung diese verhältnismäßig bescheidene deutsche Volksgruppe zunächst für den Staat gehabt hat, in den ihre Glieder als vollberechtigte Bürger eingeordnet waren, und wie ihr Dasein und Wirken für die Gesamtheit des Deutschtums in aller Welt zu werten ist. Auf die erste Frage gibt uns kein geringerer als König Karl I. von Rumänien Antwort, der die Anwesenheit deutscher Kolonisten auf rumänischem Boden stets als einen großen Vorteil für sein Land betrachtet hat; an ihrem Beispiel könnten die gleichfalls in der Dobrudscha lebenden und anderen Völkerschaften angehörigen Bauern viel lernen und daher nahm er jede Nachricht von einer Abwanderung aus der Mitte der Dobrudschadeutschen mit Mißfallen auf, da er jede Minderung ihrer Zahl als einen bedeutsamen Verlust beurteilte⁹⁷.

Auf dem die Orgelempore der Kirche zu Tariverde tragenden Querbalken war die Inschrift zu lesen: »Glaubenstreue opferbereiter Bürger erbaute diese Kirche zur Ehre Gottes trotz-Not und Widerwärtigkeiten in den Jahren 1927/28, daß in ihr eine einige Gemeinde an Gottes Wort wachse, stark im Glauben, tüchtig im Schaffen, treu dem Staate und dem Volkstum.« Was hier ans einer besonderen Veranlassung als Selbstzeugnis ausgespro-

⁹⁷ Raymund Netzhammer, *De vorba Cu Regele Carol (Im Gespräch mit König Karl)*. In: *Revista Catolica*. Bukarest 1915. S. 246.

chen worden ist, das zugleich den Wunsch enthielt, es möge sich auch in der Zukunft bewahrheiten, das dürfen wir getrost erweitern zu einem Urtheil über das gesamte Deutschtum in der Dobrudscha: es war stark im Glauben, tüchtig im Schaffen, treu dem Staate und dem Volkstum. Darin hat sein Dienst an der Gesamtheit unseres Volkes bestanden in den hundert Jahren seines Lebens am Schwarzen Meer.

Abschiedsgruß eines Dobrudschadeutschen

*Zwischen Donau und Schwarzmeeresstrand
liegt unser liebes Heimatland,
Wer dort geboren und dort gelebt,
es treu in seinem Herzen trägt,
dankbar er allezeit dessen gedenkt,
was die Dobrudscha ihm einstmals geschenkt.
Heimatland, wir grüßen Dich!
Der Allmächtige segne Dich,
daß nach uns ein glücklich Los
andern werd' in Deinem Schoß!*

Herbert Hahn